Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 25 | **Leipzig, den 20. Juni** | **1895**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 2 — Kaiser Friedrichs II. Stellung zur Religion und Kirche. Erste Hälfte — Das neunhundertjährige Jubiläum des Todes St. Wolfgangs, Bischofs von Regensburg. Zweite Hälfte — Drei Stücke von Kingsley: 2. Ein Porträt in der Nationalgalerie zu London — Christentum und Deutschtum — Ein Stücklein sozialdemokratischer Geschichtsschreibung — Verschiedenes: Die ältesten Christengemeinden im römischen Reiche; Die älteste evangelische Gemeindearmenpflege am Niederrhein; Der Philosoph Glogau über Offenbarung; Bibelkenntnis unsrer Tagesschriftsteller; Das jüdisch-deutsche Leben Jesu betreffend — Für die Reisezeit — Quittung — Anzeigen

Agrapha

d. i. außerevangelische Worte Jesu

2

Seid gute Wechsler; prüfet alles; behaltet das Gute, meidet alle böse Art. (Origenes, Komm. z. Ev. Matth. XVII, 31.)

Ein Teil dieses Herrenwortes ist bekannt; es steht 1. Thess. 5, 21 f. Paulus hat hier, wie an manchen Stellen wo es nicht mehr ganz deutlich ist, Worte Jesu in seine Rede eingeflochten. Als ein Wort des Heilands wird es aber ausdrücklich von Origenes angeführt. Keines von allen außerevangelischen Herrenworten ist in der alten Zeit wohl so oft angewandt worden, wie dieses: „seid gute Wechsler.“ Man hat sich des Wortes bedient, um die Beschäftigung des Christen mit der Philosophie zu rechtfertigen. So meint ein Kirchenlehrer des zweiten Jahrhunderts, Klemens von Alexandrien, man müsse sich mit der Dialektik — heutzutage Metaphysik genannt —, die über die höchsten Dinge, über der Menschen Leben, Worte und Werke und über Gottes Wesen Aufschluß suche, befassen: denn das verlange die Schrift, wenn sie auffordre: „seid gute Wechsler, verwerft das eine, behaltet das Gute.“ Ein andrer, ein Landsmann von dem eben Genannten, der etwas später lebte und treuen Lesern der Christlichen Welt aus dem ersten Jahrgange bekannt ist, Origenes, pflegte das Wort auf eine sorgfältige, nicht voreingenommne Prüfung und Erklärung der heiligen Schrift zu beziehen. Er sagt einmal, dem, der sich mit der heiligen Schrift befasse, böten sich manchmal Erklärungen als die richtigen dar, die eine genaue Erwägung als verkehrt erkennen ließe. Wer nach dem Gebote „seid gute Wechsler“ verfahre, vermöge zu erkennen, was Christum treibe und was nicht. So hat der Gebrauch dieses Wortes seine mannigfachen Geschicke gehabt. Gegen ketzerische Ansichten wandte man den Spruch an, unvorsichtige Gemüter zur Vorsicht zu mahnen. Vor allem war eine ethische Fassung beliebt: Gutes thun und Böses lassen; die Werke und Worte auf die Goldwage legen und darnach entscheiden über ihren Wert — diese Mahnung las man aus den Worten heraus.

So oft auch damals der Spruch angeführt wird: das geht leider nicht aus den Stellen hervor, in welchem Zusammenhang wohl Jesus ihn gebraucht haben mag. War er einer seiner Abschiedsreden entnommen, die in düsterm Lichte die letzten Zeiten erblicken und da Verführer kommen sehen, die Recht zum Unrecht, Böses zu Gut und Liebe zu Haß stempeln wollen, die darauf aus sind, die sittlichen Werte umzuwerten? Will er vor denen warnen, deren Rede verlockend ans Ohr schlägt, deren Worte blinken wie lauteres Gold, und deren Münze, mit der sie die Ueberzeugungen der Menschen erkaufen, so echt erscheint wie vollwertiges Gepräge? Wir könnens nicht sagen. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir einen solchen Zusammenhang anzunehmen haben.

„Gute Wechsler“ sollen wir sein, wenn wir in solche Versuchung kommen. Der Wechsler erkennt schon am Klange die falsche Münze, die ihm listig gereicht wird; schon das feine Gefühl seiner Hand sagt ihm, noch ehe er einen Blick auf das geprägte Geld geworfen hat, ob es gutes oder falsches Geld ist. So fein soll auch des Christen sittliches Empfinden sein. Wie der Heiland dem Menschen nur ins Auge zu schauen brauchte, um zu wissen, wes Geistes Kind einer sei, wie es für ihn im Thun des Guten kein Schwanken und kein Zaudern gab, kein Besinnen bei dem Verwerfen des Schlechten, so soll auch des Christen Gefühl für beides geschärft sein. Er soll in seiner Brust die Maßstäbe tragen, die unverkürzt und unverrückt sich an alle seine eignen Thaten anlegen und an das, was von außen ihn lockt und ruft. Er steht auf dem Markte des Lebens, im Gewühl und Gewoge drinnen. Er hat sein Pfund und soll mit ihm wuchern und handeln. Einst wird er über den Handel seines Lebens Rechenschaft ablegen müssen. Da heißt es die Augen offen gehalten, daß sich nicht falsche Münze unter das gute Gold einschleicht. Denn täuschend ist oft ihr Gepräge und verführerisch ihr Glanz. Drum streckt sich die Hand gar manchmal nach ihr aus. Aber der Herr erkennt sie nicht an. Er sieht das unedle Metall auch unter dem gleißenden Ueberzug, und unerbittlich wird er ausscheiden, was die Probe nicht verträgt. Auf uns aber liegt die Verantwortung für das, was wir eingetauscht haben auf dem Markte des Lebens.

Aber wir können uns das Wort auch noch in einem andern Sinne deuten, der freilich ursprünglich nicht in ihm gelegen haben mag. Des Geldwechslers Geschäft ist es, fremdes Geld in das gebräuchliche und landesübliche umzuwechseln. Zu diesem Zwecke hausten die Wechsler mit ihren Tischen im Tempelvorhof, den Juden den alten jüdischen Silbersekel gegen die römische Münze einzutauschen. Auch in dieser Thätigkeit soll der Wechsler ein Muster sein für den Christen. Gott redet mit uns zumeist in den großen Goldbarren seiner Schickungen. Haben wir diese Schickungen als eine Rede Gottes mit uns verstanden, so haben wir den Schatz gefunden, nach dem unser Herz verlangte. Aber der Schatz ist für uns tot, wenn wir dies Gold nicht umsetzen in die kleine Münze des täglichen Lebens. Die sollen wir ausgeben, in den Verkehr werfen, damit auch andre etwas merken und etwas haben von unserm Schatz. Verschließen wir ihn in unser Herz, so sind wir, ob wir selbst auch selig und friedvoll sein mögen, doch keine guten Wechsler. Was uns widerfährt, soll auch dem andern frommen, wenn es ein seliges Erlebnis war. Deshalb gilt es, das Gold des Glaubens in Leben umzumünzen. „Seid gute Wechsler; meidet böse Art; behaltet das Gute, aber vergeßt nicht, von ihm auch mitzuteilen; denn Geben ist seliger als Nehmen!“

E P

Kaiser Friedrichs II. Stellung zur Religion und Kirche

Vor zwei Jahren ist uns neben andern Gaben auch ein historischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert auf den Weihnachtstisch gelegt worden. Historische Romane stehen im allgemeinen heutzutage nicht hoch im Kurse, und daran ist nicht sowohl das lesende Publikum schuld als die Autoren, deren nimmer rastende Feder Jahr für Jahr einen neuen Band oder mehrere produzirte, ohne daß der geistige Gehalt ihrer Erzeugnisse im gehörigen Verhältnisse dazu stand. Der historische Roman, den wir jetzt im Auge haben, verdient es doch, daß man ihm einige Mußestunden widmet. Alfred Dove, der frühere Geschichtsprofessor, dem wir die Herausgabe der letzten Teile von Rankes Weltgeschichte mitverdanken, der nun in gelehrter Muße lebt, hat alte Studien, die eben darum Lieblingsstudien sein werden, wieder aufgenommen und die Resultate im poetischen Gewande des Romans uns vorgelegt. Dieser Roman — er ist Caracosa betitelt*) — hat zum geschichtlichen Hintergrunde die Zeit des großen Kampfes zwischen dem Staufenkaiser Friedrich II. und seinen päpstlichen Gegnern, einen Kampf, den weite Kreise als ein Ringen zwischen Glauben und Unglauben anzusehen geneigt waren. Dove hat es verstanden, die geistigen Strömungen der Zeit, in diesem Falle also besonders die religiös-kirchlichen, die Bewegung des Bettelmönchtums und der Schwärmer, in interessanten Charakteren zu veranschaulichen. Den Kaiser selbst hat er mit seinen großen und seinen kleinen Eigenschaften trefflich gezeichnet, und wie immer das ästhetische Urteil über den Roman als Dichtung lauten mag, zur Einführung in die Welt der eben bezeichneten Ideen ist er nicht ungeeignet.

1

Wir versetzen uns in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Am 13. Dezember 1250 ist zu Firenzuola in Apulien der mächtige Kaiser gestorben, der jahrzehntelang seine Feinde in Atem gehalten hatte: er, den menschliche Kraft nicht hatte besiegen können, erlag der göttlichen Allmacht, wie es ein gleichzeitiger Chronist ausdrückt. Einen Monat später überführte man die Leiche nach Messina, um sie nach Palermo zu bringen; dort in der Kathedrale steht noch heute unter einem Tempeldach der Porphyrsarg, der die Gebeine des gewaltigen Hohenstaufen umschloß, dessen Ende den Todeskampf seines Geschlechtes eingeleitet hat.

Man hatte es für richtig gehalten, den Tod des Kaisers eine Zeit lang zu verheimlichen; als er kund wurde, da mochten Freund und Feind nicht daran glauben: das Gerücht verbreitete sich rasch, Friedrich sei nicht gestorben, nur zurückgezogen habe er sich aus dieser Welt für eine kleine Weile, er werde wiederkehren mit solcher Gewalt und Herrschaft, wie er sie dreiunddreißig Jahre lang geübt habe. Und dieser Glaube hatte seinen guten Grund: die größten Hoffnungen waren auf Friedrich gesetzt worden von allen, die sich als Gegner von Papsttum und Hierarchie bekannten. Aber auch wer in Friedrich den größten Feind von Christentum und Kirche gesehen hatte, konnte den Gedanken nicht fassen, daß sich nicht bewähren sollte, was glühende Fanatiker vorausgesagt hatten: dieser Kaiser sei der Antichrist, die von Gott gesandte Zuchtrute für die sündige Welt. Mitten im Laufe war er gefällt. Was Wunder, daß man nicht daran glauben wollte, daß er wirklich dem Tode erlegen sei!

Wir kennen alle unsre Kyffhäusersage und Friedrich Rückerts schöne Ballade vom alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich. Diese Beziehung der Sage auf den ersten Friedrich ist verhältnismäßig jungen Datums. Erst im sechzehnten Jahrhundert tritt sie schüchtern auf, und erst Rückert und die Gebrüder Grimm haben für unsre Eltern und Großeltern den Namen des Rotbart unzertrennlich mit der Sage verbunden. Ursprünglich ist Kaiser Friedrich II. gemeint gewesen. Freilich die Kaisersage ist älter als er: schon seit Jahrhunderten, ja eigentlich seit dem Bestehen des Christentums erwartete man von der Zukunft einen mächtigen Kaiser, dessen Herrschaft dem Erscheinen des Antichrists vorangehen und damit das Ende einleiten werde. So schon im römischen und im byzantinischen Reich. So erwartete man noch im zwölften Jahrhundert einen Frankenkönig, der alle seine Vorgänger überragen, Rom und den Lateran beherrschen und alle Reiche bezwingen und zinspflichtig machen werde. An eine bestimmte Persönlichkeit war dabei nicht gedacht worden. Jetzt aber heftete sich die Sage an die Person Friedrichs II., und so hartnäckig erhielt sich der Glaube, daß mehrfach Betrüger ihn sich zu nutze machten. Falsche Friedriche standen auf in Deutschland wie in Italien: Tile Kolup, Dietrich Holzschuh hielt eine Zeit lang zu Wetzlar Hof, um dann nach dem Urteil des Hofgerichts als Ketzer verbrannt zu werden (1284).

Um die Zähigkeit zu begreifen, mit der der Volksglaube sich dieser Sache bemächtigte, müssen wir uns daran erinnern, daß um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die apokalyptischen Erwartungen besonders lebhaft erregt waren. Um das Jahr 1200 war in seinem Kloster Floris (Fiore) in Calabrien Abt Joachim gestorben, ein wunderlicher Heiliger, der seine auf die Zukunft gerichteten Gedanken in mehreren Schriften als Prophezeiungen niedergelegt hat. In drei Zeitaltern sollte nach ihm der Weltlauf sich erfüllen: das erste Zeitalter, das des Vaters, reicht bis zur Geburt Christi und steht unter der Herrschaft des Alten Testaments; das zweite, das des Sohnes, beginnend mit Christi Erscheinung auf Erden, steht unter der Herrschaft des Neuen Testaments und soll mit dem Jahre 1260 abschließen nach den 1260 Tagen, von denen im elften Kapitel der Offenbarung Johannis die Rede ist; dann wird das dritte Zeitalter, das des heiligen Geistes, anbrechen, das seinen Abschluß in der Weltvollendung finden und unter der Herrschaft des in der Apokalypse (14, 6) erwähnten ewigen Evangeliums stehen wird. Das wird kein neues geschriebnes Evangelium sein, es ist nur der wahre Inhalt dessen, was Christus gepredigt hat, es dauert ewig, es ist geistig, es ist losgelöst von dem früher herrschenden Buchstaben der Testamente. Und es wird eine geistige Kirche sein, der auch Juden und Sarazenen beifallen werden mit vergeistigter Hierarchie. Heraufgeführt aber wird diese Zeit durch die Männer des Geistes, die da völlig verzichten auf die Welt und auf irdischen Besitz.

Diese Weissagung, obwohl gut kirchlich gemeint, streifte hart an die Grenze dessen, was kirchlich erlaubt schien. Sie hat in Italien und über Italiens Grenzen hinaus einen gewaltigen Eindruck gemacht. Als wenige Jahrzehnte nach Joachims Tode das Franziskanertum erstarkte, da haben gerade diese Träger einer neuen Form des Mönchtums Joachims Ideen lebhaft aufgegriffen. War nicht Franz, der Heilige, selbst der Erneuerer des ewigen Lebens, und waren nicht seine Jünger und Anhänger die Männer des Geistes, die Spiritualen, die Joachim im Geiste vorausgeschaut hatte? Die Schriften des Abtes wurden auf das eifrigste gelesen, und natürlich die Arbeit an seinen Gedanken fortgesetzt. Und nun gewinnen die Weissagungen konkretere Gestalt: sie schildern, wie in Rom, an der päpstlichen Kurie, das Gericht seinen Anfang nehmen wird, weil hier das Haupt des Verderbens sitzt, und unter den Gerichtsmächten wird auch dem Kaisertum sein Platz eingeräumt. Kaiser Friedrich ist der Antichrist, den schon die alte Sibylle geweissagt hat: er wird das Gericht an dem verweltlichten Kirchentum vorab dem Papsttum vollziehen, und wenn er seinen höchsten Triumph gefeiert hat, im Jahre 1260, dann wird das jüngste Gericht anbrechen. Da stirbt der Kaiser, zehn Jahre vor der Zeit. Die Prophezeiung schien falsch zu sein. Aber so stark war der Glaube, so glühend die Hoffnung auf eine endliche Wendung, daß nun die Gemüter sich daran hielten, den angeblich toten Kaiser zu erwarten, damit er seine Bestimmung vollenden könne. Das Jahr 1260 kam heran: mit fieberhafter Ungeduld erwartete man, besonders in Italien, das Ende der Welt. Scharen von Männern, Greisen und Knaben aus allen Ständen durchzogen die Straßen der Städte und geißelten sich mit ledernen Riemen bis aufs Blut, um so sich auf das Ende der Welt vorzubereiten. Aber auch das Jahr 1260 verging, und die Weissagung ging nicht in Erfüllung. Allmählich beruhigten sich die Gemüter, aber der Gedanke, daß

*) Caracosa. Historischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von Alfred Dove. 2 Bde. Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger. 1893.

Friedrich II. wiederkehren werde, ist lebendig geblieben, besonders unter denen, die von ihm eine Reform der Kirche erwarteten, und wenn wieder aufgeregte Zeiten kamen, so wurde auch die Volkshoffnung wieder lebhaft erregt. In der Zeit, da man dem hundertjährigen Gedenktag des Todes Friedrichs entgegensah, schrieb ein Franziskaner, Johann von Winterthur, Folgendes in seine Chronik:

In diesen Tagen verbreitete sich bei zahlreichen Leuten jeden Standes die Meinung, daß Kaiser Friedrich, der zweite dieses Namens, in größter Macht und Herrlichkeit wiederkehren werde, um die völlig verfahrnen Zustände in der Kirche zu reformiren. Die Leute, die diese Meinung vertreten, fügen hinzu, daß er notwendig kommen müsse, auch wenn er in tausend Stücke zerschnitten oder zu Asche verbrannt worden wäre, weil es Gottes unabänderlicher Ratschluß sei, daß es so geschehe. Nach dieser Meinung wird er, sobald er vom Tode auferstanden und auf die Höhe seiner Herrschermacht zurückgekehrt ist, die armen Frauen und Jungfrauen reichen Männern zur Ehe geben, und umgekehrt; die Nonnen und Beginen (Schwestern) wird er verheiraten, die Mönche zur Ehe veranlassen, unmündigen Waisen und Witwen wird er alles, was ihnen geraubt ist, wieder verschaffen und jedermann sein volles Recht zuteil werden lassen. Die Geistlichen wird er so heftig verfolgen, daß sie ihre Tonsuren, wenn sie sonst keine Kopfbedeckung haben, lieber mit Kuhmist verdecken werden, um sie nur nicht zeigen zu müssen. Die Klostergeistlichen, die durch ihre Denunziationen den Papst zu seiner Verfolgung angereizt und ihn vom Reich vertrieben hatten, besonders aber die Minoriten, wird er aus dem Lande verjagen. Nach Wiederaufrichtung des Reiches, das er gerechter und ruhmvoller regieren wird denn je, wird er mit zahlreichem Heer über das Meer fahren und auf dem Oelberg oder bei dem dürren Baume dem Regiment entsagen.

Ein Jahrhundert später versetzt ein thüringischer Chronist den Kaiser in den Kyffhäuser.

2

Wer in dieser Weise Mitwelt und Nachwelt erregt hat, der ist auf alle Fälle eine höchst bedeutende Persönlichkeit gewesen. Ein Blick auf Friedrichs ereignisreiche Regierungszeit rechtfertigt dieses Urteil vollauf. Wir wollen in Folgendem einen Gesichtspunkt der Beurteilung in den Vordergrund stellen: die Stellung des Kaisers zur Religion und Kirche.

Friedrichs Name ist für alle Zeiten verknüpft mit dem gewaltigen Ringkampf zwischen Kaisertum und Papsttum, die jedes für sich die Herrschaft über die Welt anstrebten. Ein jesuitischer Autor schreibt einmal: „Was verleiht dem eigentlichen Mittelalter (das heißt hier der Zeit bis zum Tode Friedrichs II.) sein wahres Gepräge, wenn nicht gerade das harmonische Zusammenwirken der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt — oder doch die Idee davon?" Das ist doch nicht richtig: es ist zum mindesten außer acht gelassen, daß eben jede dieser Gewalten ihr Endziel darin sieht, die andre sich unterthan zu machen, und von einem „harmonischen Zusammenwirken" kann daher nur in dem Sinne die Rede sein, daß die eine Potenz mit der andern, vorausgesetzt, daß sie sich ihr unterordnet, sich vereinigen will. So hat Karl der Große gedacht, der bei aller Ehrerbietung gegen den Nachfolger Petri doch in ihm nur einen Bischof, wenn auch den obersten, seines Reiches sah; nicht anders urteilte ein halbes Jahrhundert später der große Papst Nikolaus, als er die geistliche Gewalt von der weltlichen loszulösen versuchte. Als Gregor VII. Heinrich IV. bannte und ihm seine Krone absprach, da wars der Gedanke der geistlichen Oberherrschaft, der ihn beseelte, und wiederum hat Friedrich Rotbart sein kaiserliches Ansehen gegenüber solchem geistlichen Machtanspruch mit dem Schwert verteidigen müssen. Es ist der letzte Ringkampf zwischen Kaisertum und Papsttum, den Friedrich II. und seine Gegner ausfechten, im alten Stil, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf: Papsttum und Kaisertum, wenigstens soweit sie die vornehmsten Potenzen in der Entwicklung der europäischen Geschichte waren, haben andern Ideen Platz machen müssen.

Aber jener Satz ist dennoch in einer Beziehung richtig. Die deutschen Könige vor Friedrich II., die mit dem Papsttum gestritten haben, sind alle erfüllt mit Achtung vor der Institution als solcher; in dem Papst verehren sie den Nachfolger Petri, nur daß sie ihn nicht in ihre Machtsphäre eingreifen lassen wollen. In der Kirche sehen sie, trotz aller Zornesaufwallung des Augenblicks, die Mutter der Christenheit, und an dem Christentum selber hängen sie mit gläubigem Gemüt. Mit

Kaiser Friedrich II. steht es anders: er steht dem Christentum als Religion nicht gläubig, sondern skeptisch gegenüber; er sieht in der Kirche nicht die Mutter, sondern die zudringliche und darum lästige Aufseherin, im Papste aber den überzeugten oder auch nicht überzeugten Verfechter alles dessen, was der Ausbreitung wahrer Zivilisation, was der Vermehrung von Kultur und Wissenschaft unter den Menschen im Wege ist. Der Kaiser ist ein moderner Mensch, das Wort in dem Sinne genommen, in dem es zu allen Zeiten giltig ist, im guten wie im schlechten Sinne Gegner des Ueberlieferten, des Traditionellen, der Autorität. An diesem Fürsten scheint nichts mittelalterlich zu sein, und wer ihn und seine Zeit nur oberflächlich kennt, der wird kaum begreifen können, wie ein solcher Mensch in solcher Zeit überhaupt möglich gewesen ist. Aber der Begriff „Mittelalter" in dem eigentümlichen Sinn, in dem wir ihn gern verwenden, deckt ja bei weitem nicht alle Erscheinungen der vielen Jahrhunderte, die unter jenem gelehrten Sammelnamen gehen. Vorab nicht die des dreizehnten Jahrhunderts. Das dreizehnte Jahrhundert ist eine eigentümlich interessante Zeit. Es hat neue kirchliche Kräfte geboren, wie das Bettelmönchtum, es hat andre zur höchsten Entfaltung gebracht, wie die Scholastik, und es hat gleichzeitig Geister entfesselt, die sich dem offiziellen Kirchentum widersetzten, sei es mit dem Wunsche, es christlich zu reformiren, sei es in der Absicht, es vom Erdboden zu vertilgen. Und daneben hat dieses Jahrhundert zum erstenmal seit langer, langer Zeit Versuche erlebt, den Horizont des menschlichen, auf diese Erde und ihre Güter gerichteten Wissens ernstlich zu erweitern. Während die Scholastiker, voran ein Thomas von Aquin, die Kunst der Dialektik in den Dienst der Verteidigung des kirchlichen Supernaturalismus stellen, arbeitet in Oxford Roger Bacon an einem gewaltigen Werk, und die darin entwickelten philosophischen Grundsätze gehen von der Forderung aus, wirkliche Erkenntnis sei nur durch treue, dauernd geübte Beobachtung zu gewinnen; aller Nachdruck sei zu legen auf das Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften, der Sprachen. Der Haß gegen den Autoritätenschwindel, gegen dieses fortwährende Sichberufen auf angesehene Namen in Philosophie, Theologie, aber auch in Mathematik und Naturwissenschaft ist in ihm Fleisch geworden. Und wiederum zur selben Zeit ist die noch junge Universität Paris der Schauplatz heftiger Kämpfe wegen einer Lehre, von der ihre Gegner behaupten, sie sei geeignet, christlichen Glauben und christliche Sittlichkeit völlig zu untergraben, wegen der Lehre von der doppelten Wahrheit, der Lehre, daß etwas für den Glauben wahr sein könne, ohne es für den Wissenden zu sein. Diese Lehre aber war wiederum dem Standpunkt jener verwandt, die der von der Kirche in Anspruch genommnen Autorität die Skepsis entgegensetzten. Solche Gedanken und Bestrebungen waren in Paris nicht eigentlich erzeugt worden; man hatte sie von Spanien und den spanischen Philosophen arabischen Geblüts übernommen, unter denen im zwölften Jahrhundert der große Ausleger des Aristoteles, Averroes, die bedeutendste Rolle spielte. Nach ihm hat man die ganze Richtung wohl Averroismus genannt. Averroes lebte der Ueberzeugung, daß für die große Menge die Wahrheit nur Gift sei, das darum der Weise, auch wenn er es vermöchte, nicht mitteilen darf: denn seinem Hörer würde die Wahrheit als Wahnwitz erscheinen. So wird sich der Weise stets sein höheres Wissen vorbehalten, im Verkehr mit der Menge aber zu ihrer Ausdrucksweise herabsteigen, da er sie nicht zu sich heraufziehen kann: er muß sich ihr anpassen, akkommodiren. Er wird deshalb auch die Religion der Menge keiner Kritik unterwerfen, durch die er mehr schaden als nützen könnte; er wird sogar mit aller Ehrerbietung von ihren Gebräuchen und Dogmen sprechen, wird sich auch an ihrem Gottesdienst, an ihren religiösen Uebungen beteiligen. Für ihn sind alle Religionen gleich wahr, wenn sie nur die Kraft haben, sittliche Antriebe mitzuteilen, und je nach dem Maß dieser Kraft richtet sich die Hochschätzung. Vom höchsten Standpunkt betrachtet sind alle Religionen gleich falsch: Glauben und Wissen schließen sich aus; wer weiß, kann nicht glauben, er hat auch schwerlich je geglaubt, sondern sich stets auf der Suche nach der gewußten Wahrheit befunden.

Wir wollen diesen Standpunkt, der in etwas an das Wort des Mephistopheles erinnert: „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen," hier nicht ausdrücklich kritisiren; vielleicht findet er gerade an dem seine Kritik, was über Kaiser Friedrich zu sagen ist: denn Kaiser Friedrich ist, kurz gesagt, der Averroist auf dem Throne der Hohenstaufen.

3

Auf italienischem Boden, in einer kleinen Ortschaft der Mark Ancona, war Friedrich seinem Vater Heinrich VI., dem Sohne Barbarossas, von Konstanze, der Tochter Rogers von Sizilien, geboren worden. So war er mütterlicherseits ein Italiener aus romanischem Geschlecht. An die deutsche Abkunft erinnerte nur das blonde Haar und die blauen Augen. Sympathien für Deutschland und deutsches Wesen hat Friedrich nie besessen; die Regierung dort hat er, sobald er konnte, seinem Sohne Heinrich oder, da dieser noch ein Kind war, dem Erzbischof von Köln überlassen und seine Regententhätigkeit dem von der Mutter ererbten Sizilien zugewendet. Nur ungern und selten ist er wieder nach Deutschland gekommen. Das Wenige, was er für Deutschland that, hat mehr geschadet als genützt, insbesondre die reichen Privilegien, die er an geistliche und weltliche Fürsten zu einer Zeit austeilte, als es vielmehr galt, die Entwicklung des städtischen Bürgertums zu fördern, das die Zukunft in sich trug.

Die Eindrücke, die Friedrich als Knabe und Jüngling empfing, waren nicht geeignet, den Sinn für christliche Religion und Kirchentum, wenn er überhaupt in ihm schlummerte, zu wecken. Im Gegenteil, was ihn in Sizilien umgab, was er sah und hörte, mußte ihn, den mit scharfem Verstand und klarem Blick Begabten, frühzeitig mit der Vorstellung erfüllen, daß es mit dem Anspruch des Christentums, die alleinseligmachende Religion zu sein, nicht so sicher bestellt sein könne, wie die Hüter des orthodoxen Kirchentums behaupteten. Daß er mit diesem bekannt wurde, dafür war freilich durch die Wahl seiner Erzieher gesorgt: Vormund des königlichen Kindes, das seine Eltern früh verlor, war der Papst selbst, Innocenz III. Die Erziehung leiteten hohe Kirchenfürsten, und der Papst war bemüht, dem zwölfjährigen Knaben einzuschärfen, daß er auf die verständigen Ratschläge dieser Erzieher achtgeben und gerade den moralischen Wissenschaften seine Aufmerksamkeit zuwenden möge. Daß aber diese Erziehung ein Gegengewicht geboten hätte gegen die Eindrücke der Umgebung, davon erfahren wir nichts. Sizilien war damals das gelobte Land der Religionsmischung: neben römisch-katholischen Christen waren dort griechische ansässig, und neben ihnen bildeten die mohammedanischen Araber ein schon lange eingesessenes Element der Bevölkerung. Frühzeitig hat sich im Knaben die Vorliebe für sarazenisches Wesen geregt, die er sich lebenslang bewahrt hat, und die nicht nur den Hütern der Orthodoxie, sondern überhaupt den deutschen und italienischen Unterthanen unverständlich oder gar ein Greuel war. Die kaiserliche Hofhaltung hat immer ein orientalisches Gepräge getragen, und daß dabei selbst solche Auswüchse wie der Harem übernommen wurden, zeigt, daß die Mahnung des Papstes, gerade mit den moralischen Wissenschaften sich zu beschäftigen, bei dem Zögling zu wenig befriedigenden Resultaten geführt hat. Diese Vorliebe für arabisches Wesen bedeutete gleichzeitig Abneigung gegen das offizielle christliche Kirchentum. Aber noch mehr! Friedrich wurde dazu gedrängt, die Religionen unter einander zu vergleichen, und das Resultat solcher Vergleichung mußte sein, daß weder Mohammed der alberne Götze war, als den ihn die offizielle Kirche hinzustellen beliebte, noch das Christentum die Religion über allen andern. Eigne Beobachtung und jedenfalls vor allem die Bekanntschaft mit den Gedanken jener arabischen Philosophen und das durch sie angeregte Studium der aristotelischen Schriften hat ihn auf jenen Standpunkt gedrängt, den wir als den averroistischen bereits gezeichnet haben. Wann das geschehen und ob es in irgend welchem langsamen Bruch mit bisher auf Autorität hin Angenommenem geschah, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist das Letztere nicht: Friedrich hat sich lebenslang als einen Mann von durchaus verstandesklarem, nüchternem Sinn gezeigt, womit nicht im Widerspruch steht, daß er gerne Verse machte, daß er die Kunst, die das Leben verschönert, hochzuschätzen wußte, und daß er auf astrologische Experimente Wert legte, wie Wallenstein. Seine Lieblingsbeschäftigung ist immer das Studium der Natur und der Philosophie geblieben. Wir erfahren, daß er über die Beschaffenheit und Pflege der Vögel eine Schrift abgefaßt hat; in einer andern hat er darüber gehandelt, wie sie zur Jagd abzurichten seien. Mit der Tierarzneikunde hat er sich eingehend beschäftigt. Nicht umsonst wird gerade mit ihm die Geschichte vom „Taucher" in Beziehung gesetzt. Von Scholastik und Mystik will er nichts wissen, dafür hat ihn die aristotelische Philosophie, in der von den Arabern übermittelten Form, zeitlebens gefesselt. In der nicht ganz beglaubigten Erzählung, daß die Söhne des Averroes sich am kaiserlichen Hofe aufgehalten haben, kommt wenigstens die Verwandtschaft der Stimmung des Kaisers und des Philosophen deutlich zum Ausdruck. Wenn dem Kaiser die Regierungsgeschäfte in Krieg und Frieden nicht die nötige Muße zur selbständigen Fortarbeit an den großen philosophischen Problemen ließen, so war er um so mehr darauf bedacht, durch die Gelehrten, die er stets um sich hatte, sich unterrichten zu lassen. Es war ihm ernsthaft darum zu thun, den Dingen auf den Grund zu gehen. Dafür zeugt die interessante Thatsache, daß er mit den wissenschaftlichen Größen seiner Zeit — wie es scheint, ausschließlich den mohammedanischen — eine Art wissenschaftlichen Briefwechsels unterhielt. Da wurden die Hauptfragen der Metaphysik erörtert, die Fragen nach der Ewigkeit der Welt, nach der rechten Methode der Metaphysik und Theologie, nach der Unsterblichkeit der Seele. In diesen Briefen kehrte Friedrich nicht den Kaiser heraus, sondern verkehrte als Gelehrter mit den Gelehrten, und die einzige Antwort eines solchen Philosophen auf die Fragen des Herrschers, die wir noch besitzen, beweist uns, daß er es sich gefallen ließ, wenn man ihm gelegentlich zu verstehen gab, daß er noch viel zu lernen habe. Dasselbe Antwortschreiben enthält auch eine charakteristische Stelle, von der wir annehmen dürfen, daß sie dem Kaiser aus der Seele gesprochen war. Friedrich hatte dem Ibn Sabin von Murcia unter anderm die Frage nach dem Ziel der Theologie vorgelegt. Ibn Sabin weigert sich, darauf eine runde Antwort zu erteilen; wenigstens nicht in einem Briefe: „Wenn Dinge dieser Art erörtert werden, sind hier die Geister schneidiger als Schwerter und Messer." Er warnt den Kaiser, solche Fragen jemals mit einem mohammedanischen Gelehrten zu erörtern, der nicht zu den wahren Weisen gehört. „Diesen Leuten genügt schon die Thatsache der Diskussion über dergleichen, um den Befragten für fürwitzig, den Fragenden für einen Schwachkopf zu erklären. Würden sie Gewißheit erhalten, daß ich auf diesen Teil deiner Fragen geantwortet hätte, so würden sie mich ebenso beurteilen, wie die Fragen selbst. Und dann würde es Gott in seiner Macht und Gnade fügen, daß ich ihren Händen entginge oder auch nicht." Der so schrieb, war ein aufgeklärter Philosoph, mit offenbarer Furcht vor dem Martyrium. Furcht hat Friedrich nicht empfunden, die Thatsache, daß gerade der gebannte Kaiser solche Gespräche führte, beweist es. Aber einig war er mit Ibn Sabin darin, daß es nicht wohlgethan sei, die öffentliche Meinung, d. h. in diesem Falle die populären Anschauungen über religiöse Dinge unnötig in Harnisch zu bringen.

Diese Bemerkungen über Friedrichs Erziehung, Bildung, Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen machen im allgemeinen deutlich, welche Stellung er zu Religion und Kirche eingenommen hat, und sie haben uns vorsichtig gestimmt gegenüber einer Anzahl von Dokumenten aus des Kaisers oder seiner Räte Feder, die im politischen Kampfe mit dem Herrn der Kirche entstanden sind. Sie dürften uns seine eigentliche Meinung kaum verraten, sie sind Aktenstücke einer überaus geschickten Diplomatie, aber sie sind begreiflicherweise nicht Herzensergüsse, sie wollen nicht buchstäblich verstanden werden. Umgekehrt zirkulirt von Friedrich eine Anzahl von Anekdoten, in denen er sich über Religion und Kirche mehr oder weniger frivol geäußert hat. Auch diese Aeußerungen wollen mit Vorsicht aufgenommen sein: der Kaiser hat sie vielleicht im engsten Kreise vertrauter Freunde gethan, und wem wäre da nicht einmal ein Wort entschlüpft, das er,

ch ohne Unwahrhaftigkeit, nicht ernstgenommen wissen will? ielleicht sind sie wirklich so, vielleicht in andrer Form gethan orden, vielleicht waren sie harmlos, und nur der Klatsch, der) an jedes Wort hochstehender Männer heftet, hat sie umbildet. Solche Warnungen müssen wir uns im Gedächtnis lten, wenn wir nun dem großen Streit zwischen Kaiser und apst, zwischen Autoritätsglauben und Freigeisterei noch einige orte widmen wollen. G Kr

Das neunhundertjährige Jubiläum des Todes St. Wolfgangs, Bischofs von Regensburg

3*)

Zahlreiche Wunder hat der Herr durch Wolfgang
Und sein Gebet gewirkt, da er noch lebte,
Und nach dem Tode wunderwirkend noch
Ward das Gebet des Heilgen angerufen.

So Franz Bonn (Miris) in seinem Text zum „Oratorium" er heilige Wolfgang S. 20. Präses Mehler schreibt S. 44:

St. Wolfgangs Fürbitte und Verdienste gereichen jedem Einzelnen m Besten wie den ganzen Völkerschaften. Er breitete segnend seine ände über die Länder, die sein Fuß betreten, Bayern, Deutschland, esterreich und die Schweiz, auch über Amerika und China, wo er enfalls deutsche Verehrer hat, . . . aber auch über alle andern eile der Erde. . . .

In Kremsmünster [einem alten Benediktinerkloster in Oesterreich] t die fromme Sage einen Stein aufbewahrt, auf dem der heilige Bolfgang betend gekniet war. Die Eindrücke seiner Kniee blieben n Steine zurück. Ueber demselben hat der Abt Placidus zu Ehren s Heiligen im Jahre 1655 eine zweitürmige Kirche erbaut und Wolfsngstein genannt. Sie ist leider dem Josephinischen Kirchensturme zum pfer gefallen.

Der heilige Wolfgang kam gelegentlich seiner Bereisung Böhmens ach auf den nächst Chudenitz [Bezirk Klattau] gelegnen Berg und hlug da ermüdet sein Lager auf. Bei seinem Scheiden hat er von ieser Stelle aus Böhmen zum letztenmal gesegnet und als immerährendes Andenken seine Fußstapfen im Felsgesteine hinterlassen; ebstbei ist auch die Oeffnung, wo er seinen Reisestab eingesenkt hatte, chtbar geblieben. Gerne und oft hat seitdem das Volk nicht allein on Chudenitz, sondern auch aus weiter Ferne her diesen durch St. Wolfgangs Anwesenheit geheiligten Ort besucht und verehrt, aselbst auch durch die Fürbitte des heiligen Bischofs häufig Gottes wunderbare Hilfe erfahren. Die St. Wolfgangsfußstapfen sowie ie Oeffnung, wo der Heilige seinen Stab eingesenkt hatte, werden bis uf den heutigen Tag den Reisenden gezeigt und von dem gläuigen Volke verehrt.

Satan und sein Reich mußten die außerordentlichen Wirkungen er Predigten St. Wolfgangs schwer empfinden, wovon nachstehende Begebenheit beredtes Zeugnis giebt.

Einst war im sogenannten „alten Dome" zu Regensburg viel läubiges Volk versammelt. Die ohnehin nicht sehr große Kirche war is in die äußersten Winkel dicht besetzt. Alles lauschte in atemloser Stille dem Vortrage des frommen Bischofs, der sich bemühte, den Samen des Evangeliums tief in die Herzen zu senken. . . . Urplötzlich rhob sich ein Krachen auf dem Kirchendache, als sei dieses im Begriff, inzustürzen; ein heftiger Sturm führte so dichten Staub in die heilige Halle, daß man kaum mehr imstande war, etwas zu unterscheiden; Entsetzen befiel die Anwesenden. . . . Alle stürzten in entsetzlichem Gedränge dem einzigen Ausgange zu. Nur der heilige Bischof blieb ruhig! Er erkannte im Geiste Gottes das Blendwerk des höllischen Feindes und hob [betend] Augen und Hände zum Himmel. . . . Tiefe Stille folgte diesem Gebet. Der Sturm war plötzlich beendet, wie einst auf dem See Genezareth, kein Stäubchen zog mehr durch die reinen Lüfte, es zeigte sich keine Spur von Brand oder Unruhe in der Stadt. Da erkannte alles Volk den Urheber der Schrecknisse und die Gottesgewalt in seinem heiligen Oberhirten.

Aus Wolfgangs Einsiedlerleben im Salzkammergut wird Folgendes berichtet (S. 21):

Sein Gefährte konnte die lange Wanderung nicht ertragen. Noch wird das Wolfgangsbrünnlein gezeigt, das auf die Bitte des Heiligen dem harten Fels entquoll, um den beinahe verschmachtenden Gefährten zu laben.

Als St. Wolfgang sich nicht mehr verborgen genug glaubte, stieg er vom Falkensteine herab, eine andre Stätte zum Aufenthalt sich zu suchen, und er wollte den gegenüberliegenden Berg besteigen, als — wie die Legende erzählt — der Teufel versuchte, dem rastlosen, segensreichen Wirken des heiligen Einsiedlers Einhalt zu thun. Er bewegte beide Berge mit großer Gewalt, sodaß sie krachten und übereinander zu stürzen drohten. Wolfgang rief den Schutz Gottes an, breitete die Arme kreuzweis aus und stemmte sich gegen die nächstliegende Felsenwand, sodaß der Stein die Eindrücke seines Hauptes und seiner Hände wunderbar aufnahm. Die Berge hielten still, und ungefährdet gelangte der Heilige zur Höhe. Dort angekommen, warf er sich auf die Kniee und bat demütig und inbrünstig, wo er ferner dem Herrn dienen solle, das möge dieser in seiner Gnade selbst ihm anzeigen. Neben dem Betenden lag das kleine Handbeil, mit dem er sich den Weg durch den Urwald gebahnt hatte. Er stand auf, ergriff das Beil, und vertrauend auf Gottes Führung, schleuderte er es mit starkem Wurfe weit von sich. Dann ging er der Richtung nach, es wieder zu suchen. . . .

Eine tagelange, mühevolle Wanderung auf der Suche nach dem Handbeil führte Wolfgang an den Abersee, jetzt nach dem heiligsten Bewohner seines Strandes meist Wolfgangssee genannt. Hier fand er das Werkzeug wieder, das also, allen natürlichen Gesetzen entgegen, über eine Stunde weit geflogen war. . . .

In der Wolfgangskapelle befindet sich hinter einem prachtvollen künstlichen Gitter der Bußstein des Heiligen. Der Heilige soll einst das nächtliche Chorgebet verschlafen haben. Aus Reue über diesen Fehler stieß der Heilige seinen Kopf gegen den Felsen; dieser wurde weich wie Teig. Die Eindrücke seiner Hände und Füße sind am Steine bemerkbar. — Du siehst ferner einen Stockzahn (dens molaris) des Heiligen in prachtvoller Fassung. Am Mittelaltar ist ein Schienbein und kleinere und größere Gebeine des Heiligen bemerkbar. Das Beil des heiligen Wolfgang ist am Mittelaltare eingemauert.

In dem „Wolfgangbüchlein für die Jugend," Seite 19, lesen wir:

Merkwürdig ist, daß den Kindern des Kaisers Heinrich II. Wolfgang schon während ihrer Jugendjahre den spätern Lebensberuf vorausgesagt hat, wie er denn überhaupt gar manches Zukünftige mit prophetischem Blicke vorher verkündigte. . . Z. B. als er von den Seinen Abschied nahm (Mehler, S. 32), hatte er gesagt: Bereitet Zimmer für die Gäste! Hartwig und Aribo haben Schiffbruch gelitten; sie werden morgen zu Lande hierher kommen. Wirklich als die letzte Oktobersonne ihre schwachen Strahlen auf die Erde schickte, langten sie zu Fuße an.

Auch mit der Gabe, Wunder zu wirken, verherrlichte Gott den heiligen Bischof. So befreite er einmal eine Frau, die vom Teufel besessen war, durch ein bloßes Wort von ihrem armseligen Zustande. Ein andermal befand er sich eben zu Weltenburg bei Kelheim, als ein furchtbares Gewitter entstand. Plötzlich schlug ein Blitz in das Gebäude, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß sich die Mauern spalteten. Alle befiel ein großer Schrecken, und einer der Anwesenden, Tagino mit Namen, stürzte wie leblos zur Erde. Wolfgang ergriff ihn bei der Hand, sprach ihm Trost und Mut zu, und augenblicklich war Tagino frisch und munter, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Auch nach seinem Tode erfuhren viele seine Hilfe.

Immer größer wurde die Zahl der von Krankheit Geheilten und andern Uebeln Befreiten, aus Seelenleiden Erlösten. Vieles wurde nicht aufgeschrieben, viele gewiß sind auch nicht zu öffentlicher Kenntnis gelangt.

Einige Beispiele mögen hier folgen:

In der Gegend [von Pupping] lebte ein unglücklicher Mann, von dem der Teufel Besitz ergriffen hatte. Dieser wurde auch nach Pupping gebracht. Die Werkleute erbarmten sich seiner, führten ihn in das Innere des Kirchenbaues und setzten ihn an der geheiligten Stelle nieder, wo Wolfgang sein segenreiches Leben beendet hatte. Sogleich entfloh der höllische Geist, und der Mann war für Lebenszeit befreit. Eine Menge andrer Kranken in alter und neuer Zeit haben bei St. Wolfgangs liebendem Herzen Hilfe gesucht und gefunden.

Aber nicht nur in Pupping! Zahllos sind die Zeugnisse der Wunderthätigkeit St. Wolfgangs am Abersee und Regensburg, das den kostbaren Schatz, wertvoller als Gold und Perlen, die verehrungswürdigen Ueberreste St. Wolfgangs birgt, Regensburg und die ganze Diözese, Schwaben, das Geburtsland des Heiligen, und die Schweiz, wo er stillverborgen im Kloster lebte, haben seinen Schutz erbeten und reichlich Segen und Gnade erhalten.

Zwei Beispiele von wunderbaren Heilungen an St. Wolfgangs Grabe seien zu seiner Ehre noch veröffentlicht.

Eine gichtkranke Frau ließ sich in die St. Emmeramskirche zu Regensburg bringen, um den heiligen Wolfgang anzurufen. Ihre Schmerzen waren groß, ihre Glieder ganz verkrümmt. Sie konnte weder gehen noch stehen, sondern kroch langsam von Altar zu Altar. . . Mühsam erreichte sie seine letzte Ruhestätte, wo sie geistig gebrochen und körperlich zu Tode ermüdet in sitzender Stellung verharrte. . . . Plötzlich streckten sich ihre Glieder, sodaß die Kranke vor Ueberraschung laut aufschrie, Blut drang aus den Poren von der gewaltsamen, raschen Bewegung, und es war dessen soviel, daß es von ihren Händen und Füßen auf den Boden floß. Die Glieder blieben in naturgemäßer Lage, die Schmerzen hatten aufgehört, die Frau war gesund und pries mit den sie Umgebenden Gott und den heiligen Wolfgang.

Zu einer andern Zeit sehen wir einen Mann an St. Wolfgangs Grabe. Ein langwieriges Leiden verzehrte seine Körperkräfte, keine Kunst des Arztes erwies sich wirksam. Von dem Beispiel so vieler andrer getrieben, von dem Rufe des heiligen Wunderthäters angezogen, war der Kranke hierher gekommen. An der Gnadenstätte, wo Wolfgangs Gebeine ruhten, betete er andauernd und innig, bis ihn unversehens ein sanfter Schlummer überfiel. Sein leibliches Auge war geschlossen, aber seine Seele erschaute einen ehrwürdigen Greis von hoher, stattlicher, ehrfurchtgebietender Gestalt. Der Greis, der einen Bischofsstab in der Hand trug, fragte den Kranken: Weshalb bist du gekommen? Was willst du hier? — Herr, erwiderte der Mann, ich bin

*) Vgl. Nr. 23.

gekommen, um geheilt zu werden von meiner langjährigen Krankheit. Die Erscheinung erhob den Bischofsstab, berührte damit den Leidenden, und an dessen Ohr ertönte der Befehl: Stehe sogleich auf, denn du bist geheilt! Freudig erhob sich der wirklich Genesene.

Um das Jahr 996 führte den Herzog Heinrich II. die innigste Verehrung wieder zur Grabstätte St. Wolfgangs. Tief ins Gebet versenkt, sah er zu seinem Troste St. Wolfgang vor sich stehen. Lies, was an der Wand hinter meinem Rücken steht! sprach die Lichtgestalt und verschwand. „Nach sechs!" diese Worte sah Heinrich deutlich von der Mauer sich abheben in überirdischem Leuchten. Nach sechs Jahren, 1002, wählten ihn die Fürsten zu Mainz zum deutschen Kaiser.

Am Abersee wölbt sich über der Klause St. Wolfgangs eine schöne Kapelle im Anschluß an die große St. Wolfgangskirche, die als kostbare Reliquien einen Anteil der heiligen Ueberreste, das Handbeil und den tragbaren Altar St. Wolfgangs, ebenso seinen Meßkelch und noch viele andre Heiligtümer enthält. Mit dem Meßkelche werden die geweihten Medaillen und Anhängsel in Form von kleinen Beilen (Hackl, Häckchen) [die als Amulette getragen werden] berührt. Tausende von Dankopfern für auffallende, bestätigte Gebetserhörungen bezeugen bis auf den heutigen Tag, daß St. Wolfgangs Segen nicht gewichen ist.

In **Kreuznach** veranlaßte ein wunderthätiges Bild von ihm viel Zuzug von Wallfahrern. Auf der Totenhalde bei **Cham** in der Schweiz „wurde infolge der vielen Gebetserhörungen und Wunder, die dort geschahen, im Jahre 1473 eine St. Wolfgangskirche gebaut und später zwei Kaplaneien gestiftet."

In den beiden „Gnadenorten" St. Wolfgang und Mariadorfen „**waren** die Gebetserhörungen so zahlreich und wunderbar, daß hierüber eigne **Mirakelbücher** vorlagen."

„**Nach genauster Prüfung alles dessen** — d. h. was in der Diözese Regensburg durch Wolfgang geschah — erhob **der Papst Leo** IX. den heiligen Leib aus seinem Grabe und erklärte feierlich, daß St. Wolfgang heilig zu nennen, als heilig zu ehren und anzurufen sei im Jahre 1052." Pater Fischer s. J. erklärte in einem Vortrage am 31. Oktober v. J.:

Das Grab des heiligen Wolfgangs ist die Gnadenstätte unsers **größten Wohlthäters**; durch ihn haben wir den heiligen Glauben, das höchste Gut auf Erden, empfangen, durch ihn wurde er uns erhalten, und durch ihn hoffen wir den endlichen Sieg im heiligen Glauben.

Diese Rede hielt der Pater in **Pupping** in Oberösterreich, wo „Herz und Eingeweide" des St. Wolfgang bestattet liegen sollen; dorthin „kommen jährlich mindestens zwölf Wallfahrtszüge." Doch sind die Reliquien nicht mehr aufzufinden.

Schwer trägt das katholische Volk und besonders die Bewohner des Klosters den schmerzlichen Verlust der Reliquien, besser gesagt diese dunkle Verborgenheit; aber vielleicht ist es doch nur eine zeitlich beschränkte Fügung Gottes, und kommt vielleicht noch der Tag, wo der Lenker der Herzen dem Volke einen neuen Antrieb zur Verehrung seines großen heiligen Bekenners geben will und in seiner Barmherzigkeit das verborgne Heiligtum offenbar werden läßt. Eine tröstliche Vergütung dafür ist die freundliche Ueberlassung einer größern Reliquie des heiligen Wolfgang ex ossibus von Seite des hochwürdigsten Bischofs von Regensburg, Ignatius von Senestrey, welches freudige Ereignis stattfand am 15. Oktober 1880. Diese Reliquie wurde in einem schönen Reliquiar inmitte der Kirche aufbewahrt.

Was soll es dem allen gegenüber bedeuten, wenn der Kapuzinerpater Benno, Definitor und Guardian in Dillingen, in seiner Festpredigt manche „Wunder" des heiligen Wolfgang „**symbolisch**" erklärte? Es bedeutet dies umsoweniger, als er selbst vom fortdauernden „allseitigen Schutz" des Heiligen sprach, und sein Ordensbruder Pater Cyprian, der in Regensburg jährlich viel Aufsehen macht, die Geschichte von den im Felsen eingeprägten Fußspuren in öffentlicher Predigt als wahr und unbestreitbar hingestellt hat. Wenn der Heilige jetzt nach seinem Tode noch auf wunderbare Weise helfen kann, dann muß man auch glauben, daß er einst bei Lebzeiten habe Wunder thun können. Man muß entweder den **ganzen** Heiligenkultus abthun, oder dem Aberglauben ist Thür und Thor geöffnet.

Zur welcher von beiden Entscheidungen man zur Zeit im katholischen Klerus am meisten neigt, beweist Nr. 4 der „Festchronik," worin aus jüngster Zeit wörtlich berichtet wird:

Aus dem Kloster Pupping im Bistum Linz geht uns folgende Gebetserhörung der ehemaligen Kreuzschwester Elisabeth Neudorfer, Vorsteherin der Haushaltungsschule in Mistelbach, zu. **Vor zehn Wochen** zog sich genannte Schwester durch einen schweren Fall auf spitzigem Stein ein überaus schmerzliches Leiden am Knie zu, das allen ärztlichen Räten und Mitteln Trotz bietete [so]. Am 8. August konsultirte die Schwester einen Arzt in der Nähe von Pupping und besuchte vorbeigehend die Ordenskirche. Der erfahrne Arzt erklärte, die Person habe sich das Fleisch vom Bein gesprengt, und das Kniebein selbst sei lädirt.

Am 12. August **konnte selbe das Bett nicht mehr verlassen** ur mußte alle Medikamente entfernen. Erst jetzt kam ihr ein **groß Vertrauen zum heiligen Wolfgang.** Mit größter Mühe ui Schmerzen **schleppte sich dieselbe** am 17. August zur Bahnhaltstel Kalköfen und fuhr mit ihren Zöglingen nach Pupping. Dort bege sie sich zur **Sterbestätte des heiligen Wolfgang** und betete er lich stehend, endlich suchte sie sich mit einem Knie zu beugen, da zi es ihr auch ganz sonderbarerweise das kranke Knie zu Boden, und knıete nieder, und im nämlichen Augenblicke verlor sich jeglicher Schmer Sie konnte den Fuß nach zehn Wochen beugen wie gesund, und obwo vor wenigen Minuten der heftige Schmerz des Gehens und Steher ihr den Schweiß von der Stirne trieb, ging sie von der Sterbestät fort ohne jegliche Schmerzempfindung. Nur soviel blieb ihr b 26. August, daß sie eine gewisse Schwäche des früher kranken Fuß verspürte. Am 26. August machte sie ihre Dankprozession gute dr Stunden zu Fuß hierher, bestieg auch die Schaumburg und verlor c diesem Tage auch die Schwäche. Die Oberin der Schwestern hegt d **vollste Ueberzeugung, daß St. Wolfgang ihr wunderb geholfen.**

Nr. 19 der „Festchronik" schreibt:

Eine merkwürdige Begebenheit. Aus Regensburg. Ai 23. Oktober, demselben Tage, an dem die St. Wolfgangsfeier ihren Ai fang nahm, wurde ein fünfjähriges Knäblein dahier wunderbar vor de Tode bewahrt. Während es im Bette schlief, löste sich oberhalb de selben der ein Zoll dicke Verputz der Zimmerdecke auf einer Fläche vo über einhalb Quadratmeter vollständig ab und bedeckte das ganze Be des Kindes. Als die Magd in Abwesenheit der Eltern desselben, d einer Vorstellung im Stadttheater anwohnten, durch den entsetzlich Schlag erschreckt in das Zimmer eilte, glaubte sie unter dem Schutt d kleinen Anton tot aufzufinden, da das ganze Bettchen mit dicken Mört brocken bedeckt war und das unter denselben versteckt liegende Ki keinerlei Lebenszeichen von sich gab. Aber es stellte sich heraus, d das Kind vollkommen unversehrt geblieben war. Als am folgend Morgen der Eigentümer des Hauses, in dem dieser Vorfall sich erei nete, bei der daran betroffnen Familie sich einstellte, wurde er vo Vater des Kindes mit den Worten empfangen: Ein Wolfgangswund ist geschehen!

Eine Gebetserhörung aus Altötting. Mein Mann l schon seit etwa zwölf Jahren an Gicht, die in den letzten Tagen b sonders wieder heftig aufgetreten, so zwar, daß er befürchtete, wenigste vierzehn Tage das Bett nicht mehr verlassen zu können. Am gleich Tage nun besuchte ihn hochwürdiger Pfarrer Wolfgang, Vikar in Al ötting, gab ihm den Rat, er solle drei Tage nacheinander den heilige Wolfgang recht inbrünstig und mit großem Vertrauen anrufen, d würde ihm helfen. Wir hatten beide ein großes Vertrauen, beschloss jeden Tag drei Vaterunser und Ave Maria nebst Ehre sei Gott u. s. und „Bitte für uns, heiliger Wolfgang!" vor geweihten brennend Kerzen zu beten. Hierauf ging ich zu Bett. Um etwa 11 Uhr wed mich mein Mann zum erstenmale und sagte, er verspüre Besserun Um 1 Uhr sagte er: Wirst sehen, der heilige Wolfgang hilft. Ich re immer mit ihm und bitte ihn, er soll mein Vertrauen nicht zu Schand machen. Um halb 5 Uhr war er wieder bedeutend besser und glaubte ganz sicher, am Nachmittag ins Geschäft gehen zu können. I ging früh 5 Uhr zur Kirche und flehte nochmals, weil ich kaum zu hoff wagte, daß es so schnell gehe. Doch als ich um 6 Uhr heimkam, w mein Mann voll Mut und Freude, konnte aufstehen und gehen, u damit die Magd es auch gewiß glaubte, sprang er hoch empor u sagte immer: Der heilige Wolfgang hat mir geholfen! Ich bezeuge di von Herzen gerne und sage Gott und dem heiligen Wolfgang tausen mal Dank, daß er uns diesen hochwürdigen Pater zugeführt und u so erbarmungsvoll geholfen hat. Bis heute, den 13. November, ist immer noch ganz gut; wir hielten die Andacht neun Tage fort.

Strafgericht oder Zufall. Regensburg. Anläßlich der zweit Wolfgangsprozession erging sich am untern Wöhrd ein Hafenarbeit in Spöttereien über die Reliquienverehrung. Kaum hatte er geend fiel ihm ein schweres Eisenstück auf den Fuß und zerquetschte ihm d Zehen.

4

Den Schluß und die „ewige" Fortsetzung des Wolfgan festes bildet „die ewige Anbetung." Nämlich:

Das Wolfgangsjubiläum hat unserm hochwürdigsten Oberhirt Veranlassung gegeben, seiner Diözese eine neue **Gnadenquelle** zu e schließen, nämlich die „**Ewige Anbetung des allerheiligste Altarssakraments,**" eine Einrichtung, mit der andre Diözesen läng beglückt sind. Diese Anbetung soll ununterbrochen in der Weise stat finden, daß jede Pfarrei, auch Expositur und Filiale, einen ganzen od halben Tag zugeteilt erhalten und sich dann regelmäßig und al kommenden Jahre durch die ganze Diözese (vom 1. Januar bis 3 Dezember) in der vom bischöflichen Ordinariat bestimmten Ordnung a lösen. Während die Tagesstunden bei öffentlicher feierlicher Aussetzu des hochwürdigen Gutes im Wechsel die Gläubigen aller Pfarreien z geteilt erhalten, werden die Stunden der Nacht von den Klöstern u Seminarien übernommen.

Diese „ewige Anbetung" ist nach der **Predigt** des Pat Cyprian

ähnlich dem Oel der ewigen Lampe 1. **ein würdiges Opfe** es sollen die Gläubigen womöglich eine Stunde lang vor dem Alta

heiligsten ausharren, 2. eine kräftige Speise: besonders wenn wir anbeten z. B. die erste Viertelstunde mit der heiligen Dreifaltigkeit, die zweite mit Maria, die dritte mit den heiligen Engeln, die vierte mit den Heiligen; so wird das Anbetungsgebet zu einer Speise für die triumphirende Kirche im Himmel und zu einer Stärkung der Gerechten, die ihnen aus dem Herzen des Erlösers im heiligen Sakramente durch das Anbetungsgebet am sichersten zuteil wird, 3. eine heilsame Arznei: für die armen Seelen im Fegfeuer u. s. w. Christliche Jungfrauen, eilet hin vor das Tabernakulum, hier fließt die Milch, aus der Jungfrauen sprießen, — man sagt, die Lilie sei entstanden aus einer Milch, die vom Himmel geflossen, das ist Wahrheit bei der Unschuld.

Andre Predigtdispositionen sind:

St. Wolfgang 1. ein großer Heiliger, 2. ein lieber Heiliger, 3. unser Heiliger. — Das Muttergottesbild sinnbildet 1. die irdische Mutter, die das Leben des Leibes verleiht: je mehr Kinder, je mehr Glück und je mehr heilige Engel. Je mehr Kinder, desto mehr Vaterunser, je mehr Vaterunser, desto mehr Brot; 2. die geistige Mutter, die Kirche, die das Leben des Geistes, 3. die himmlische Mutter Maria, die das Leben der Seligkeit einem jeden Gotteskinde vermittelt: ein beharrlicher Verehrer der heiligen Maria geht nicht zu Grunde.

Wunderbare Gedankenwindungen! — Dem gegenüber nimmt es sich wie Selbstironie aus, wenn Pater Cyprian in einer Predigt sagt:

Ja, die moderne Pädagogik steht eben auf den Schultern einer Riesin, der katholischen Kirche, und darum dünkt sie sich größer als sie. Wahrlich, die katholische Kirche hat ihren Befähigungsnachweis für Unterricht und Erziehung gebracht, glänzend gebracht: aus welcher Schule sind unsre größten Heroen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft hervorgegangen? Wer hat die Fundamente jeglicher Bildung ermittelt? Wer anders als die Kirche [die katholische]? Thomas, Bonaventura, Raphael und Michaelangelo, Palästrina, Orlando, Kolumbus und Galileo Galilei wurden in den Klöstern und Domschulen unterrichtet. Von wem? Von Pädagogen, wie St. Wolfgang einer war.

Weit reichen die historischen Kenntnisse des Herrn Festpredigers nicht! Wo bleiben neben Galilei Männer wie Kopernikus, Keppler u. a.? Ja die letzten drei Jahrhunderte hat er ganz vergessen! —

Wie lange wird man noch fortfahren, in Jesu Christi Namen einen großen Teil unsers Volkes in so trauriger Weise geistlich zu verwahrlosen? Wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, einmal kommt doch der Tag, da wird unser Vertrauen auf den Wahrheitssinn unsrer lieben deutschen Brüder sich rechtfertigen und in den Laienkreisen der römischen Kirche vor den Augen der Kleriker das Wort des Heilandes sich erfüllen: Ich aber sage euch, wenn diese schweigen, werden die Steine schreien! Luk. 19, 40.

W Hd

Drei Stücke von Kingsley

2. Ein Porträt in der Nationalgalerie zu London

Jeder, der die Bildergalerie auf dem Trafalgar-Square besucht, wird dort zwei große, schöne Gemälde sehen. Das eine ist ein Bild von Tizian und stellt den Bacchus gerade in dem Augenblicke dar, wo er von einem von Leoparden gezognen Wagen springt. Das andre ist von Francia; es zeigt uns die heilige Familie auf einem Thron sitzend und einige Figuren, worunter ein von Pfeilen durchbohrter Mann unter dem Throne. Zwischen diesen beiden Bildern, tief unten hängt ein kleines Gemälde, ungefähr zwei Quadratfuß groß; es zeigt uns nur das Porträt eines alten Mannes in weißer Kopfbedeckung und faltigem Gewande, am Bilde selbst steht unten Joannes Bellinus. Gerade dieser ehrwürdige Mann ist einer meiner ältesten Freunde, er hat mich oft getröstet, mir aber auch nicht selten eine strenge Predigt gehalten. Jedesmal, wenn ich die Galerie besuche, unterhalte ich mich fünf Minuten mit ihm, und dennoch ist er bereits dreihundert Jahre tot, und, was noch mehr sagen will, ich kenne nicht einmal seinen Namen. Was weiß ich aber von einem Menschen, wenn ich seinen Namen kenne? Ob der Mann nun Braun oder Müller heißt, oder ob er so viele Namen und Titel wie ein spanischer Grande führen mag, was sagen mir diese von dem Menschen? — von dem Geist und dem Charakter des Mannes — oder was er sagen würde, wenn man ihn fragte, — oder was er thun würde, wenn man ihn zum Handeln an-

regte? Des Menschen Name ist ein Teil seiner Kleidung, seine Schale, seine Hülse. Aendre seinen Namen und alle seine Titel, ihn selbst wirst du nicht ändern. Andre Menschen gaben ihm den Namen; aber das Herz und den Geist — seine Liebe und seinen Haß — seine Klugheit und seine Thorheit — die Fähigkeit, Gutes oder Böses zu thun, — das alles gab ihm Gott — und er sich selbst. Ich muß zuvor die Eigenschaften einer Person kennen, dann erst kenne ich den Menschen selbst. Wir wollen sehen, was wir aus dem Porträt über den Menschen, den es darstellt, herausfinden werden.

Zunächst ersehen wir aus der Kleidung, daß er zu seiner Zeit der Doge von Venedig oder die erste Magistratsperson der Inselstadt, der Königin des Meeres war. Wir dürfen demnach annehmen, daß mein Freund in bewegter Zeit lebte, und manches feine Spiel unter den tyrannischen und habsüchtigen Kaufmannsfürsten spielen mußte, die ihn zu jener Würde erhoben hatten, jenen Kaufleuten, die ihre Macht aufrecht erhielten auf Kosten von jedermanns Freiheit, und zwar durch Spione, namenlose Ankläger, Geheimsitzungen, Folterqualen und Gefängnisse, deren Schrecknisse zu schildern keiner jemals wiederkehrte. Wir können sogar daraus die Menschen erraten, mit denen der Doge zu verhandeln hatte — ja die Schlachten sogar, denen er möglicherweise zusah.

Dies alles sind aber nur Umstände — Dinge, die um den Menschen herum stehen (wie das Wort bekundet) — und nicht der ganze Mann selbst, nicht sein Herz und Charakter: die müssen wir aus dem Bildnis selbst suchen; und wenn es ein wahrhaft edles Porträt ist, werden wir sie finden. Ist es nur ein gewöhnliches Bild, so sehen wir des Mannes Kleidung und die Form seines Gesichtes, aber wenig oder gar keinen Ausdruck; ist es ein pathetisches Porträt oder ein Bild, das eine bestimmte Leidenschaft darstellt, so erhalten wir nur einen einzelnen augenblicklichen Gesichtsausdruck der Freude, des Schmerzes, des Zornes oder des Abscheus, aber immer nur einen Ausdruck, der nur einen Augenblick über das Antlitz zog und es ganz verändert zurückließ. Gehört das Bild aber zu der edelsten Art, dann werden wir auf des Menschen vollständigen Charakter schließen können; seine Kraft und seine Schwäche, seine Freundlichkeit und seine Strenge, seine Nachdenklichkeit oder sein Leichtsinn werden für immer darauf eingeschrieben sein; was er wäre, wenn gleich die ganze Welt verginge, und was seine unsterbliche und ewige Seele in Ewigkeit sein wird, es sei denn, daß Gott oder der Teufel sein Herz änderten.

Wir sehen sofort, daß dieser Mann sehr schön gewesen sein muß; es ist aber eine eigentümliche Art von Schönheit. Wie zart und anziehend sind alle Linien seines Gesichts — er ist ein Ehrenmann von Gottes Hand selbst gemacht, und nicht vom Schneider. Er ist ein Ehrenmann, wie ich solche häufig unter Arbeitern antraf, gar oft unter den Arbeitern, die nur neun Schilling die Woche verdienten. Der Edelsinn ruht in seinem Herzen — er ist Gottes Gabe, darum zeigt er sich in seinem edeln Gesichte. Es ist ganz gleich, ob er arm oder reich gewesen ist; alle Lumpen und alle Prachtgewänder der Welt hätten ihm nicht das Aussehen eines Elenden oder eines Gecken verleihen können. Er ist sicher auch ein gedankenvoller Mensch gewesen; kein Mann mit solcher Stirn kann oberflächlich sein: auch war er sicher ein freundlicher und rechtschaffner Mensch — einer, der recht vergnügt mit seinen Enkelkindern zu spielen wußte, und der um mancher Witwe oder Waise willen in die Tasche griff. Sieh, welch strahlenden, klaren, geraden sanften Blick er hat, der fast einem Lächeln gleich kommt; aber er hatte gar viele schwere Stunden zu durchleben, die ihn nicht viel zum Lächeln kommen ließen. Mein Freund war ein Mann vieler Sorgen, wie alle wahren, edeln Herrscher. Gleich einer hohen Bergwand trägt sein Antlitz die Furchen vieler Stürme. Sein Leben war schwer, denn die Sorgen eines großen Volkes lasteten auf seinen Schultern. Er hat erfahren, daß es in dieser Welt keine Ruhe für die giebt, die als tüchtige, echte Menschen leben; das kannst du aus den Runzeln in der Stirn lesen, aus den scharfgeschnittnen Furchen in seinen Wangen und an den fest

geschlossenen entschiednen Lippen sehen. Seine Augen weisen auch die Spuren mancher edeln Thränen auf, Thränen, wie sie von solchen guten Menschen über die Sünden ihres Volkes geweint werden; aber auch dieser Schmerz ist nunmehr überwunden. Er hat seinen Weg gefunden, und er wird ihn einhalten: für ihn giebt es keine Unsicherheit mehr über das, was Gott von ihm fordert, oder über den Lohn, den Gott für die Braven und Gerechten aufbewahrt hat; und das ists, was seine Stirn so hell und klar erscheinen läßt, während seine Lippen in ruhiger Bestimmtheit geschlossen sind. Und aus den hohen Backenknochen und dem breiten Kinn schließen wir, daß er einen starken Willen besaß und durch keinen Sterblichen von seinem Ziele abgelenkt werden konnte, auch nicht durch seine eignen Leidenschaften oder Launen. Ein Charakterfehler hat ihm vielleicht viel Mühe und Kummer verursacht — Bitterkeit und Menschenverachtung. Seine Lippen sind sehr schmal; als er jünger war, hat er gewiß oft die Thorheiten der Welt mit seinem erhabnen, gedankenreichen Geist und seinen klaren Augen erkannt und verspottet, aber auch das scheint er überwunden zu haben. So steht er nun vor uns: ein edler, einfacher, gebietender alter Mann, der viel Schweres überwunden, und was das Schwerste ist, sich selbst besiegt hat und jetzt wartet auf die ewige Ruhe. Möge Gott uns allen eine solche Ruhe bescheren.

Bedenket nunmehr die tiefe Einsicht des alten Johann Bellini, der das alles zu sehen verstanden und es für uns mit Pinsel und Farben aufgezeichnet hat. Ohne Zweifel besaß Bellini einige ähnliche Charaktereigenschaften, die ihn ganz besonders befähigten, einen solchen Mann zu malen; denn wir verstehen immer die Menschen am besten, die uns ähnlich sind. Deshalb kann man ziemlich genau den Charakter eines Malers erkennen, wenn man sieht, was für Gegenstände er sich zur Darstellung wählt, und wie er sie malt. Der alte Johann Bellini war auch ein edler, einfacher, tapferer, gottesfürchtiger Mann, der niemals seinen Kopf verlor, obgleich ihn die Fürsten auszeichneten und die Schmeichler ihn mit lauten Rufen und Lobeserhebungen verfolgten, als er die schönen Bilder malte, die die Siege Venedigs darstellten, wie wenn er von Gott selbst gesandt worden wäre — und das war er auch gleich allen großen Malern. Denn wer anders als Gott hat die Schönheit gemacht? Wer giebt das liebevolle Herz, das klare Auge und den anmutigen Geschmack, die Schönheit zu sehen und, sei es auf Leinwand oder in Stein, die edeln Thaten der Männer wieder zugeben, die für ihr Vaterland starben? Um wahre patriotische Bilder gut zu malen, muß der Künstler selbst ein guter Patriot sein, wie Bellini einer war (denn wenn ich mich nicht irre, hat er selbst in manchem heißen Kampfe für sein Vaterland mitgefochten). Und wodurch werden die Menschen Patrioten oder Künstler oder überhaupt etwas Edles, als allein durch Gottes lebendigen Geist? Jene großen herrlichen Bilder Bellinis sind nicht mehr; sie verbrannten wenige Jahre darauf mitsamt der prächtigen Halle, in der sie aufgehängt waren. Aber ihr Geist ist nicht gewichen. Eben jetzt erhebt sich Venedig, Bellinis Mutterstadt, neugeboren aus langjähriger österreichischer Knechtschaft und versucht noch einmal frei und groß zu werden; und die jungen italienischen Herzen flammen auf bei dem Gedanken an ihre alte Flotte, ihre alten Siege und an ihre Kaufherren und Staatsmänner, die Johann Bellini gemalt hat. Venedig sündigte und fiel; und gar schwer hat es für seine Sünden gebüßt während zweier Jahrhunderte der Schande, der Lasterhaftigkeit und Knechtschaft. Und Venedig brach das Joch des Unterdrückers. Gott schickte neues Leben! Möge sich Venedig aus den alten Sünden eine Lehre ziehen! Möge es lernen von dem alten Ruhm und der alten Herrlichkeit!

Ihr werdet mir verzeihen, daß ich von solchen Dingen spreche und dabei mein Bild vergesse. Wir wollen zu ihm zurückkehren. Erinnert euch dessen, was ich euch von dem alten Bildnis erzählte, — denkt an den klaren, ruhigen, sieghaften Charakter, der aus dem Antlitz des alten Mannes spricht, und seht, wie alles Uebrige im Bilde damit in vollkommener Harmonie steht. Das Gewand, die Umgebung, Licht und Schatten, die gesamte Farbenstimmung sollen mit dem Charakter des Antlitzes im Einklang sein — alles das hilft unsern Geist in den Zustand versetzen, in dem wir am besten mit den Wesen, die dargestellt sind, fühlen und denken können. Weil nun hier das Gesicht ruhig und großartig ist, darum sind auch die Farben und die Umrisse ruhig und großartig. Wie verschieden sind diese Farbentöne von jenem herrlichen Gemälde der „Heiligen Familie“ von Francia, das rechts davon hängt; oder von dem ebenfalls herrlichen Bilde „Bacchus und Ariadne“ von Tizian, das sich zur Linken befindet! Dennoch sind alle drei ihrem Gegenstande nach gut und richtig. Hier sind keine leuchtend roten Farben, keine tiefbraunen noch saftiggrünen Farbentöne. Das weiße Gewand und die Mütze erwecken in uns den Gedanken der Reinheit und Einfachheit; selbst die goldne Stickerei an ihnen, die den Rang des Trägers bezeichnet, ist sorgfältig abgetönt, um nicht glänzend zu erscheinen. Alles ist hier nüchtern; und die Linien des Gewandes, wie sind sie so einfach — keine reichen Bogen, kein flattriger Faltenwurf. Es würde sogar ganz steif aussehen, wenn vorn nicht die welligen Linien der Quasten wären, die die außergewöhnliche Geradheit und Schwere des kostbaren Gewandes unterbrechen; alles weist nach oben zu dem feierlichen, magern, ruhigen Angesicht mit seiner hohen weißen Kopfbedeckung, das sich gleich dem Gipfel eines Schneeberges vom dunkeln, grenzenlosen, tiefblauen Himmel abhebt. Das ist der große Gedanke Bellinis. Man sieht nicht des Mannes Hände, er braucht sie jetzt nicht, sein Werk ist vollbracht. Man sieht im Hintergrunde keine Landschaft, keine Gebäude. Die Pfade der Welt mit ihren Aussichten sind ihm jetzt nichts mehr; nichts ist zu sehen als der alte Mann und das Firmament, nichts mehr zwischen ihm und dem Himmel, und er weiß das und freut sich darüber. Noch einige Monate, dann sind jene von der Lebensreise ermüdeten Züge zu Staub gewandelt und jener starke, milde Geist in der Ewigkeit bei Gott, von dem er ausging.

Also spricht Johann Bellini in einer Sprache, die weit über alle Worte hinausgeht, und wenn diese kleine Schrift euch dazu führt, meine Freunde, jenes Porträt mit neuem Interesse zu betrachten und in euch die feste und ernste Sehnsucht nach dem Tode des Gerechten erweckt, und wenn euer Ende sich dann so gestaltet, wie das des Mannes, dessen Antlitz ihr hier seht — dann werde ich mich wahrhaft darüber freuen und dies als den einzigen Lohn ansehen, den ich mich für diese meine kleine Nachmittagsarbeit zu erhalten sehne. M B

Christentum und Deutschtum

Zu diesem Kapitel hat sich die Tägliche Rundschau jüngst wieder des Längern geäußert, allerdings nicht von Redaktions wegen, sondern durch die Feder eines Mitarbeiters. Der Zweck des Aufsatzes besteht darin, die Folgerungen eines „allzu wörtlich genommenen Deutschtums“ von dem Herausgeber der Täglichen Rundschau abzuwehren und der Meinung entgegenzutreten, als ob Friedrich Lange das Deutschbewußtsein gegen das Christbewußtsein habe ausspielen wollen. Zu dem Ende wird die materialistische Auffassung der Dühringianer, wonach das Christentum als ein Erzeugnis des minderwertigen Judentums, als „semitische Pest“ zu betrachten sei und überhaupt an die Stelle der „rückständigen“ Religion der moderne Völkergeist zu treten habe, abgewiesen. Weiter wird in wohlthuender Weise dargelegt, daß Religion nicht eine schwächliche Entartung, sondern eine gesteigerte Geisteskraft sei, wobei die christlichen Tugenden der Demut und Geduld endlich einmal zu ihrem Recht kommen. Schließlich wird nachzuweisen gesucht, daß Christus und das Christentum nicht am Nationalen gemessen werden könnten, sondern übernational seien, wobei die antisemitische Schrulle, daß Jesus arischer Abstammung sei, halb als möglich hingestellt bleibt. Aus alledem wird gefolgert, daß der positive Christ von dem reinen Deutschtum nichts zu befürchten brauche. Der modernen Theologie hingegen, die Jesus als bloßen Menschen und als ein natürliches Erzeugnis des Judentums betrachte, wird nachgesagt, daß sie folgerichtig auf den Dühringschen Standpunkt kommen müsse. Hiermit soll wohl gesagt sein, daß die moderne Theologie kein

cht habe, sich für das Christentum zu ereifern, wie denn über-
upt „dieser unfruchtbare und sehr zu Phrasen neigende mo-
ne Liberalismus für den Thatsachen liebenden Realisten in
ner Weise bindend ist." Was diese letzten Gedanken anbetrifft,
würde der Verfasser gut gethan haben, genauer zu bezeichnen,
s er mit diesem modernen Liberalismus meint. Es giebt ja
erdings Theologen, die vornehmlich oder ausschließlich die
berzeugungskraft des Christentums auf dessen religiösen Ge-
nkeninhalt begründen wollen und deshalb auf den Gang des
bens Jesu nicht viel Gewicht legen; im allgemeinen versteht man
ter moderner Theologie aber doch wohl die auf die Geschichte
s Christentums angewandte kritische Methode. Diese Theo-
gie ist nun aber von dem Sinn für das Thatsächliche, Wirk-
he so völlig erfüllt, daß nur Unkenntnis ihr den That-
chensinn absprechen kann. Der Unterschied zwischen ihr und
r sogenannten positiven Theologie besteht vielmehr in der ver-
hiednen Weise, wie man zur Ueberzeugung von der Thatsäch-
hkeit kommt, ob durch wissenschaftliche Forschung oder durch
horsame Unterwerfung unter die Tradition. Ein leiser Unter-
hied mag immerhin auch darin zu suchen sein, daß die moderne
heologie mehr auf Thatsachen, die positive mehr auf That-
chen hält. Welcher Grund aber die Tägliche Rundschau be-
ogen haben mag, hier die „positive" Theologie gegen die
noderne" auszuspielen, entzieht sich unsrer Beurteilung.

Die Ausführungen des besprochnen Aufsatzes würden nun
heblich größern Wert haben, wenn sie von Redaktions wegen
macht wären. Allerdings beweist die Redaktion durch die Auf-
ahme des Aufsatzes, daß es ihr nicht unerwünscht ist, ihr reines
eutschtum in dieser Weise beleuchtet zu sehen. Aber es bleibt
e Frage offen, ob hierbei nicht Gesichtspunkte der Redaktions-
olitik maßgebend gewesen sind. Für die eignen Grundsätze und
iele der Täglichen Rundschau sind diese Ausführungen eines
ritten in keiner Weise bindend. Man wird sich also nach wie
or an die eignen Aeußerungen Friedrich Langes halten müssen,
nd nach diesen kann für uns durchaus kein Zweifel bestehen,
aß das reine Deutschtum im Gegensatz zum Christentum ge-
meint ist.

Zunächst hat sich Lange bestimmt als einen Gegner der
irchlichen Form des Christentums bezeichnet. Nach seiner Ueber-
eugung verdankt die protestantische Kirche ihren breiten Platz als
andeskirche zu einem beträchtlichen Teil der Feigheit der inner-
ich Abtrünnigen. Sie hat keinen nennenswerten Einfluß mehr
uf das Volk und kommt für den Realpolitiker als Kulturmacht
icht mehr in Frage. Er ist aber auch ein grundsätzlicher Gegner
es Kirchentums, weil er wünscht, daß jeder Gebildete seinen
rieden mit Gott und der Ewigkeit in eigne unbeschränkte Ver-
valtung nehmen und deshalb den kirchlichen Wächtern mit einiger
Gelassenheit über die Nase fahren möge. In dieser Auffassung
ndet er die folgerichtige Auswirkung des Protestantismus; und
venn die liberale Theologie gleichwohl an der kirchlichen Ge-
meinschaft festhält, so vermag er sich das nur daraus zu er-
lären, daß der Wunsch nach allgemeiner Wirkung und der Blick
uf die historische Entwicklung auch des religiösen Lebens ihre
Willenskraft lähme. Wir behaupten dagegen, daß die Religion
vie überhaupt jede Weltanschauung der Gemeinschaftsform be-
arf, wenn sie nicht verkümmern und schließlich absterben soll;
ebenso wie nur ein Haufe von Scheiten ein Feuer giebt, nicht
ber eine Menge von zerstreuten Brandhölzern. Daß diese Ueber-
eugung die richtige ist, beweist Lange selbst durch die Grün-
ung des Deutschbundes. Und dieser selbe Deutschbund mit
einem Aufnahmegelöbnis, seinen Abzeichen und sonstigen Formen
eweist auch für die Notwendigkeit eines kirchlichen Bekenntnisses
nd liturgischer Gebräuche. Daß wir aber den bestehenden kirch-
ichen Organismus trotz allem, was wir daran auszusetzen haben,
icht zertrümmern, sondern fortzubilden suchen, davon hält uns
icht Willensschwäche ab, sondern derselbe geschichtliche und kon-
ervative Sinn, von dem auch Lange geleitet wird, wenn er
ie Kirche der Selbstauflösung überlassen und nicht gegen sie
ämpfen will.

Es liegen aber auch genug Aeußerungen vor, in denen
Lange das Christentum überhaupt abweist. Wohl zeigt er,
aß die Erinnerungen an die religiösen Eindrücke seiner Kindheit

noch in ihm lebendig sind; aber er sagt doch, daß das ganze Apostolikum für ihn eine Reihe von toten Worten sei, von der er keinen Trost mehr zu erwarten habe. Er empfindet solche Züge in der Geschichte, wo der deutsche Geist bestimmte Forderungen des Christentums entschieden ablehnt, als besonders erbaulich. Er ist empört darüber, daß in den Katakomben Roms auf den Ausdruck seiner Freude, dort Deutsche zu treffen, der Priester geantwortet habe: „Hier sind keine Deutsche, hier sind Christen." Er macht dem Christentum den Vorwurf, daß es uns ein chronisch schlechtes Gewissen als normalen Zustand eingeimpft habe. Er behauptet, daß „wir Deutsche" nicht um Gnade winseln würden, wenn wir vor Gott schuldiger sein sollten, als unser Gewissen uns eingiebt. Er meint, den Feind zu lieben, könne ein Deutscher nicht einmal wünschen. Er hat sich gelegentlich über die Aufwendungen ereifert, die für Sieche gemacht würden, und gefordert, man solle das Geld lieber an die wenden, die in ihrer Lebenskraft noch nicht gebrochen seien. Er ist überzeugt, daß das rechtverstandne Christentum weltflüchtig sei und, folgerichtig ausgeprägt, alle Menschen auf den Standpunkt des Proletariers herabdrücke. Ja er erklärt, daß selbst mit dem Geheimnis des Kreuzes, d. h. mit der Kraft der selbstwilligen Entsagung, dieser zehnmal destillirten Selbstflucht, jedem urwüchsigen deutschen Empfinden noch zuviel zugemutet werde. Und wie er für seine Person von alledem nichts wissen will, so sind diese christlichen Ideale nach seiner Ueberzeugung auch im deutschen Volke nicht mehr in Geltung. Man sieht, Lange lehnt alles, was mit Gnade, Barmherzigkeit und Entsagung zusammenhängt, ab. Das ist aber das Wesen des Christentums. Wir halten mit aller Inbrunst hieran fest, fühlen uns dabei in dem Bunde eines guten Gewissens zu Gott, erfahren die Kraft des Geistes über die Natur, behaupten in der Demut das Selbstgefühl der Persönlichkeit und stehen in thätiger Lebensfreude keinem nach. Möglich, daß wir dabei inkonsequent sind; aber wenn, dann befriedigt uns diese Inkonsequenz jedenfalls. Daß aber Lange gerade jene Züge des Christentums von sich abweist, trifft nicht etwa nur zufällig in seiner Person mit dem Deutschtum zusammen, sondern ist eine unmittelbare Folge von diesem. Es ist eine Aeußerung desselben Germanentrotzes, der lieber mit den Ahnen in der Hölle sein wollte als ohne sie im Himmel; und es ist derselbe Mangel an barmherzigem Sinn, der schwächliche Kinder und altersschwache Eltern dem Tode weihte.

Lange ist ja nicht unreligiös. Er wünscht, daß in den Spitzen unsers geistigen Lebens in guter Freundschaft mit aller neuen wissenschaftlichen Erkenntnis ein echtes religiöses Empfinden lebendig bleibe. Auch in Zukunft soll den Kindern an Jesu Beispiel gezeigt werden, wie ein gotterfüllter Mensch den Schatz seiner eignen, von seinem Volke ihm vererbten Ideale erwerben, vermehren und zuletzt selbst mit dem Tode verteidigen soll. An Jesus soll sich der Glaube entzünden, jedoch mit Wahrung des Rechtes der persönlichen Eigenart, ohne Drängen und in lauterer Wahrhaftigkeit, wie denn Gott es nicht eilig habe mit der Sorge, daß man ihn erkenne. Auch mit der Möglichkeit rechnet Lange, daß es einmal wieder zu einer größern religiösen Vereinigung kommen werde. Aber man soll nicht voreilig zusammenschließen, was noch nicht zusammen gehört, sondern vorerst den ehrlichen Versuch zu einer freien Persönlichkeitsreligion machen. Dereinst soll dann in der gemeinsamen Erbauung lediglich die Persönlichkeit Christi in ihrem religiösen und sittlichen Gefühl als Muster vorleuchten, und die Pfarrer sollen von den deutschen Idealen als den Leitsternen der Sittlichkeit predigen. Was da von der Weckung des Glaubens gesagt ist, wird ja auch von uns immer wieder gefordert. Im übrigen sind die Gedanken noch sehr wenig abgeklärt. Sie beweisen nur, daß die christlichen Eindrücke noch nicht ganz verwischt sind. Die Zeit müsse aber erst lehren, wie weit sich der christliche Geist gegen den germanischen würde behaupten können. Denn schon jetzt ist vorbehalten, daß das deutsche Gewissen manche Züge des Christentums ablehnen werde und solle. Wir dagegen sind bereit, dem Geiste Christi nicht bloß unsre persönliche Eigenart, sondern auch unser Volkstum zu opfern, soweit es diesem Geiste widerstreitet, und bleiben dabei überzeugt, daß dies Opfer nicht zur Lähmung, sondern zur Stärkung unsrer Volkskraft führen werde.

Lange ist nun viel zu sehr geschichtlich gebildet und konservativ gerichtet, als daß er eine gewaltsame Zerstörung des kirchlichen Christentums wünschen sollte. Unbeschadet der Entschiedenheit in den Zielen soll die Umbildung des gegenwärtigen Zustandes dahin mit Vorsicht und Weisheit erfolgen. Aber wenn wir das Ziel verwerfen, so werden wir auch die konservativste Annäherung an dies Ziel bekämpfen müssen. Und so unklar vieles noch in den Langeschen Gedanken ist, so sagt uns unser Instinkt doch ganz deutlich, daß ihre Auswirkung nicht zum Heile für unser Volk sein kann.

Unklar ist namentlich auch der Begriff des reinen Deutschtums selbst. Verständlich wäre es als Rassenreinheit und Blutsgemeinschaft; aber wo ist denn noch reines germanisches Blut? Lange hat auch mehr den geistigen Besitz des Deutschtums im Auge. Er meint die unserm Vätererbe gemäße Sittlichkeit, die jeder Deutsche ohne Anleitung zu erkennen imstande sei. Aber er behält vor, daß dies Erbe gemindert und gemehrt werden könnte. Hierfür aber fehlt wieder ein leitender Gesichtspunkt und ein fester Maßstab. Wenn der Volksmund von einem „alten Deutschen" spricht, so meint er vornehmlich die Züge der Mannhaftigkeit, Geradheit, Wahrhaftigkeit, Treue und Zuverlässigkeit, und ebendies wird man sich auch bei dem reinen Deutschtum in erster Linie denken. Aber genau besehen, sind das doch nur formale Tugenden, die ihren Wert erst von den Idealen bekommen würden, für die sie in Bewegung gesetzt werden. Welches sind aber die positiven Ideale des reinen Deutschtums? Allenfalls die Macht und Vorherrschaft der Rasse. Aber die ist wieder abhängig von der innern Lebensordnung des Volkes, und wonach soll diese bestimmt werden? Reines Deutschtum ist eben ein mystisches Etwas; aber vielleicht gerade deshalb um so wirksamer, ähnlich wie die Doppelwährung. Auch damit ist nichts gesagt, wenn Lange die deutsche Art als thätige Lebensfreude bezeichnet, denn es würde doch erst darauf ankommen, was man thut, und woran man sich freut; auch die Thätigkeit des Kuponschneidens gewährt manchem eine hohe Lebensfreude, von anderm zu schweigen. Ebenso wenig besagt die nach Lange allgemein unter uns anerkannte Empfindung, daß ein Deutscher das Recht habe, lieber mit seinem Ideal zu sterben als ohne es zu verderben. Weiß das reine Deutschtum uns nicht auch über das rechte Ideal selbst etwas Positives zu sagen? An diesem entscheidenden Punkte besinnt es sich unvermutet wieder auf das Christentum. Die Gerechtigkeit, in deren Namen das Deutschtum geht, „muß von der Liebe sich das Maß der Dinge nehmen, sonst wird sie zum Büttel der Roheit." Freilich macht Lange die Einschränkung, daß Liebe und Mitleid, wenn sie nimmer aufhören, ein Volk entarten und entnerven, und daß wir deshalb fürs erste daran genug in unserm Volke hätten. Aber er giebt doch thatsächlich zu, daß vom Christentum das positive Ideal genommen werden muß, und damit giebt er das reine Deutschtum ebenso thatsächlich preis. Wir sind nun der Ueberzeugung, daß noch lange nicht genug Liebe in unserm Volke ist, und sind uns völlig gewiß, daß jenes schwächliche und empfindsame Mitleid, das Lange so zuwider ist, schlechterdings nicht als reine Wirkung der christlichen Liebe betrachtet werden kann. Wenn man einmal Umschau hielte, so würde man jene Sentimentalität wohl in den Boudoirs überfeinerter Weltdamen oder in den Versammlungen humanitärer Vereine (z. B. Tierschutzvereine), aber schwerlich in den Arbeitsstätten der Innern Mission finden. Christliche Liebe ist nie sentimental, sondern immer fest und unter Umständen sogar hart. Und darin unterscheidet sich das Christentum z. B. sehr erheblich von dem arischen Buddhismus.

Nach Lange sollen Millionen den Trieb zum Deutschtum spüren, während das Christentum seine Anziehungskraft verloren habe. Als unsre Ueberzeugung stellen wir dem gegenüber, daß jene vorhin erwähnten deutschen Tugenden in der Masse des Volks ebenso unwirksam sind wie die entsprechenden christlichen. Wo ist denn freier Mannesmut, Offenheit, Redlichkeit und Rechtsgefühl? Hält wohl einer mehr hinter dem Berge als ein deutscher Bauer? Herrscht nicht ein jämmerliches Strebertum in allen Ecken? Ist nicht die Klage allgemein, daß Wort und Eid wenig mehr gelten? Auf die Gründe dieser Erscheinung kommt es nicht an; fürstlicher Despotismus, junkerliche Gewaltherrschaft, die Schwi rigkeit des wirtschaftlichen Fortkommens, die materialistische Wel anschauung u. v. a. haben dazu mitgewirkt; aber thatsächlich i es so. Auch das Gefühl der Blutsverwandtschaft ist nur schwa unter uns ausgebildet; das beweisen unsre Auswanderer i großen und unsre Landbewohner im kleinen. Nur bei b sondern Anlässen besinnt man sich darauf, dort in Zeiten nati naler Erhebung, hier bei wichtigen Familienereignissen, und w es sich um den kommunalen Einfluß der Sippe handelt. J gewöhnlichen Leben aber gehen selbst Brüder fremd nebenei ander her, und es mögen wohl gerade Verwandte das Gerid am meisten in Anspruch nehmen. Wenn jetzt der Aufruf a deutsche Redlichkeit soviel Wiederhall findet, so geht es ähnli wie bei einer eindrücklichen Predigt: jeder denkt zumeist an d andern und zum wenigsten an sich. Auch hier wird auf andr Leute Kosten Buße gethan, ähnlich wie das Judentum heu der Prügeljunge ist, an dem den Deutschen ihr Ideal wied eingebläut werden soll. Möglich, daß auf diesem Wege etwa erreicht wird; nur soll man sich nicht einbilden, daß die deutsc Tugend um ihrer selbst willen mehr zündete als die christlich Und jedenfalls bringt man es so nur bis zu Scheinideale Lebenskräftige Ideale werden vom kleinsten Kreise aus durch da Vorbild opferbereiter Persönlichkeiten ausgebreitet, und insofer wird das reine Deutschtum dem Christentum niemals auch nu das Wasser reichen.

Eins allerdings im reinen Deutschtum könnte auch um seine selbst willen zugkräftig sein: das ist die Herrenstimmung. Abe die Herrenmoral erfordert Sklaven zur Arbeit und Sklavinne zur Lust. Die mochten nun freilich in alten Zeiten zu habe sein, als die Kriegshelden noch eingeborne Völkerschaften unte jochen und von ihren Zügen Kriegsgefangne mit heimbringe konnten: heute jedoch wollen sich die untern Volksklassen daz nicht mehr gebrauchen lassen. Weil aber das reine Deutsch tum in seiner Grundstimmung Herrentum ist, kann es in de sozialen Nöten unsrer Tage nicht viel Heil bringen. Es ha für die Würde der Arbeit kein rechtes Verständnis, denn di alten Deutschen lagen lieber auf der Bärenhaut, und die Wer schätzung der Arbeit ist erst durch die christlichen Mönche z uns gekommen; und es will auch im Grunde nichts davo wissen, daß man sich zu den Niedrigen herunter halte. Unsr alten Herrengeschlechter, die sich den deutschen Sinn am meiste bewahrt haben, sehen in ihrer größten Mehrzahl das wirk samste Mittel gegen die Sozialdemokratie in der rohen Gewal Eine Ausnahme bilden dort im großen und ganzen nur die jenigen, die wirkliche Christengesinnung in sich tragen. Di andern aber wissen sich durch ihr blaues Blut so von de Volksmasse geschieden, daß man sich auch von einem Appel an die Blutsgemeinschaft schlechterdings nicht viel Erfolg ver sprechen kann. Wie will man da von einer Steigerung un Verallgemeinerung dieses Herrengefühls das soziale Heil erwarten

Kurz, was im reinen Deutschtum an sozial heilenden Gedanken liegt, ist für sich selbst nicht zugkräftiger als das Christentum, und was zugkräftig ist, wirkt nicht zum sozialen Heil Sein letztes Ziel muß das reine Deutschtum doch vom Christentum nehmen, und die sittliche Reinheit und Tüchtigkeit seine Propheten ist im letzten Grunde doch christlichen Ursprungs Ist dem aber so, dann kann für uns kein Grund vorliegen vom Christentum zum Deutschtum überzugehen. Vielmehr könne wir nach wie vor unsern Beruf nur darin sehen, die Kreuzesfahne unserm Volke voran zu tragen, in der gewissen Zuversicht daß, was in uns Wahrheit und Leben ist, auch heute noch imstande sein wird, Leben und Wahrheit zu wecken, und daß, auc für die Wirren der Gegenwart, in keinem andern das Heil is als in Jesus, dem Christ. Gustav Habermann

---

Ein Stücklein sozialdemokratischer Geschichtsschreibung

K. Kautsky in seiner „Geschichte des Sozialismus" (Di Vorläufer des neuern Sozialismus, Band 1, Teil 1 [1895] S. 22) entblödet sich nicht, Folgendes zu schreiben:

Eine große Rolle spielen in dem kommenden christlichen Reich den christlichen Lehrern der alten Zeit] der Wein und die Liebe. näus lehrte: „Es wird die Zeit kommen, da die Weinstöcke wachsen, r mit 10000 Reben, jede Rebe mit 10000 großen Zweigen, jeder ße Zweig mit 10000 kleinen Zweigen, jeder kleine Zweig mit 10000 uben, jede Traube mit 10000 Beeren und jede Beere mit Saft für Maß Wein." Hoffentlich wächst der Durst in dem tausendjährigen ch in demselben Verhältnis. Irenäus stellt aber noch zartere Freuden Aussicht: „Die jungen Mädchen werden sich da in Gesellschaft der glinge ergötzen; die Greise werden dieselben Vorrechte genießen, und Kummer wird sich in Vergnügen auflösen." Namentlich letztere ßicht muß für die jüngern und ältern Greise der römischen Fin de le-Gesellschaft sehr verlockend gewesen sein.

Perfider und gemeiner kann man nicht zitiren als hier chehen ist; denn

1. das erste Zitat aus Irenäus (es stammt übrigens von pias; Irenäus hat es nur übernommen) ist nur zur Hälfte tgeteilt. In der zweiten Hälfte wird aber die außerordentliche uchtbarkeit im tausendjährigen Reich in Bezug auf das Korn childert — also Wein und Korn werden, wie gewöhnlich, sammengestellt, um einen Eindruck von der Fülle des Ertrages s Landes zu geben. Nach Kautsky hat es Irenäus aufs chen abgesehen!

2. Das zweite Zitat rührt ebenfalls nicht von Irenäus r, sondern es sind die Verse Jeremias 31, 10—15, e Irenäus (5, 24, 3) wörtlich zitirt, und zwar führt sie an, um zu beweisen, daß die Verheißungen nicht ur den Propheten und Erzvätern, sondern der aus n Heiden gesammelten christlichen Kirche gelten. Die orte lauten:

Höret das Wort des Herrn, ihr Heiden, und verkündet es den nseln, die ferne sind; sprechet: der Gott, der Israel zerstreut hat, r wird es sammeln und wird es hüten, wie ein Hirte seine Schafrde: denn der Herr hat Jakob erlöst und hat ihn errettet aus der and dessen, der ihn überwältigt hatte. Und sie werden kommen und erden sich freuen auf dem Berge Zion, und sie werden kommen zu n Gütern des Herrn, in das Land des Weizens und des Weins und r Früchte und des Groß- und Kleinviehs, und ihre Seele wird sein ie ein Baum, der reiche Früchte trägt, und sie werden nicht mehr ungern. Und dann werden sich die Jungfrauen freuen in der Vermmlung (Synagoge) der Jünglinge, auch die Alten werden sich freuen, nd ich werde ihre Trauer in Wonne verkehren und werde sie freudig achen u. s. w.

Man vergleiche, wie Kautsky den letzten Vers übersetzt nd welchen Sinn er ihm abgewonnen hat! Ich brauche nicht st zu bemerken, daß das Objekt in den Sätzen „ich werde re Trauer in Wonne verkehren und werde sie freudig machen" icht die Alten allein sind, sondern auch die Jungfrauen und ünglinge, und daß an die Geschlechtsgemeinschaft nicht im tferntesten gedacht ist. Irenäus konnte nicht an sie denken, enn er wußte aus dem Evangelium, daß die Verklärten weder reien noch sich freien lassen; aber auch der alte Prophet hat icht an sie gedacht. Das ist vollends deutlich, wenn man den ebräischen Grundtext vergleicht und nicht, wie oben geschehen, ie griechische Uebersetzung, die Irenäus benutzt hat. Nach dem rundtext, den Luther in seiner Uebersetzung ganz richtig veranden hat, lautet der Satz: „Dann wird sich die Jungfrau freuen m Chorreigen, die Jünglinge und die Alten miteinander."

Welch ein Bild von dem alten Christentum und der alten irche macht sich der „Historiker" des Sozialismus, wenn er ie Ausgeburten einer lüsternen Phantasie in jene ernste Erheinung zu übertragen sich nicht scheut! Das will Geschichte in! Wird Kautsky ehrlich genug sein, seinen Irrtum einzuhen und einzugestehn? Und wenn er es thut, wie will er rhindern, daß Dutzende von noch weniger urteilsfähigen gitatoren in Wort und Schrift diese neueste Geschichtsweisheit das Volk tragen? Das heißt mit schlechten Waffen kämpfen!

A Harnack

Verschiedenes

(Die ältesten Christengemeinden im römischen Reiche) So lautet s Thema, das im vergangnen Jahre der Rektor der Universität Kiel, rofessor D. Schürer (jetzt in Göttingen), in seiner Rektoratsrede beandelt hat. Es wäre sehr wünschenswert, daß diese Rede, die inzwischen Buchhandel erschienen ist (Kiel, Universitätsbuchhandlung, 1894; 20 Mk.), eine weite Verbreitung und möglichst viele aufmerksame Leser nde. Streng wissenschaftlich dem Inhalt, volkstümlich und schlicht der Darstellung nach, anschaulich und durchsichtig zugleich, schildert sie in allgemeinverständlicher Weise die Entstehung der ältesten Christengemeinden, ihre Stellung im Staat und in der Gesellschaft und ihre innere Ordnung und Lebensrichtung. Ich kenne keine Schrift, die in solcher Kürze — die ganze Rede umfaßt nur 20 Seiten — ein so allseitiges und treffendes Bild jener Verhältnisse gäbe. Nicht bloß die geschichtliche Kenntnis und Anschauung, sondern auch das richtige Verständnis des Neuen Testaments wird dadurch bereichert und vertieft. Schürer schließt seine Darstellung mit folgenden Sätzen:

„Ich habe versucht, die Punkte herauszuheben, die für die älteste Christenheit charakteristisch sind, die für sie selbst im Vordergrunde standen. Dürfen wir in diesen ältesten Christen unsre Väter erkennen? Ist dieses enthusiastische Christentum dasselbe, zu dem wir uns noch bekennen? Die christlichen Kirchen aller Richtungen beantworten diese Frage mit Ja. Und mit Recht. Es hat sich freilich vieles gewandelt. Auch in denjenigen christlichen Gemeinschaften, die mit Bewußtsein darnach streben, das ursprüngliche Evangelium rein und unverfälscht zur Darstellung zu bringen, hat doch vieles eine neue Fassung und andre Betonung erhalten. Schon der eine Punkt, daß man das Ende dieser Welt und den Anbruch des vollendeten Gottesreiches in naher Zukunft erwartete, hat alles in eine Beleuchtung gerückt, die für uns verschwunden ist, hat der Glaubensstimmung eine besondre Färbung gegeben und dem sittlichen Streben seine Schranken gesetzt. Wir haben uns in dieser Welt eingerichtet und suchen gerade im Vertrauen auf Gottes Beistand ihrer Herr zu werden und sie uns dienstbar zu machen. Aber trotz aller Verschiedenheit ist die Grundlage unsers Glaubens doch dieselbe. Es giebt auch heute keine christliche Gemeinschaft, die nicht auf den Glauben gegründet wäre, daß Gott uns ein gnädiger Vater ist, der uns durch Christus zu seinen Kindern gemacht hat, uns die Kraft giebt zur Ueberwindung des Bösen und unser Leben zu einem seligen Ziele führt. Auch wir suchen unsern Halt gegenüber aller Not des Lebens nicht in dieser sinnlichen Welt, sondern in einer übersinnlichen, und erkennen die Pflicht an zu einem Wandel nach dem Grundsatz der Liebe. Außer diesem Gemeinsamen, das alle haben, kann der eine mehr, der andre weniger von den Glaubensvorstellungen der ältesten Zeit sich noch aneignen. Eine völlige Rückkehr zu denselben ohne jede Modifikation ist für niemand mehr möglich. Eben dieser Umstand sichert uns die Freiheit der Bewegung. Er giebt uns das Recht, unsre wesentliche Einheit mit den Christen aller Zeiten zu behaupten und doch für den Inhalt unsers Glaubens immer wieder neue, vollkommnere, zutreffendere Fassungen zu suchen."

W B

(Die älteste evangelische Gemeindearmenpflege am Niederrhein) und ihre Bedeutung für unsre Zeit von Privatdozent Lic. Simons. Bonn, E. Strauß, 1894. 3 Mk.

In dem auf den gründlichsten quellengeschichtlichen Forschungen ruhenden Buche wird uns ein Stück evangelischen Gemeindelebens am Niederrhein im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert geschildert. Eine geordnete, bis in einzelne geregelte Armenpflege, ausgeübt durch ein besondres Amt der Diakonen, das nur in der reformirten Kirche durch Kalvin und Johannes a Lasco zur vollen Ausgestaltung gekommen ist, zeichnet diese Gemeinden unter dem Kreuz aus. Der dreißigjährige Krieg zerstörte diese blühenden Gemeinden, und die Verquickung der bürgerlichen und kirchlichen Armenpflege in der Folgezeit tritt seiner Wiederentstehung hindernd entgegen. Am Schlusse des Buches, das nur den Mangel einer zu breiten, sich wiederholenden Darstellung trägt, wird die Bedeutung der geschichtlichen Untersuchung für die Gegenwart in vierzehn allgemeine Zustimmung verdienenden Thesen formulirt. Es wird die Wiederherstellung des Diakonats als Gemeindeamt zum Zweck der Armenpflege gefordert. Die Diakonen sollen ihren Sitz im Presbyterium haben und von der Gemeinde gewählt werden. Sie, wie die Diakonissen, sollen freiwillige Helferkräfte sein, die aus der Gemeinde selbst hervorgehen, nicht aus Anstalten herbeigezogen werden. Zur vollen, segensreichen Wirksamkeit kann das Diakonat aber nur dort kommen, wo der Gedanke Sulzes einer Herstellung kleiner durchsichtiger Gemeinden verwirklicht ist.

G Gr

(Der Philosoph Glogau über Offenbarung) Von Johann La Roche. Berlin, Georg Nauck, 1893. 8 S. 25 Pfge.

So nennt sich ein kurzes Heftchen, in dem La Roche auf die interessante und anziehende Stellung aufmerksam macht, die ein geistvoller, leider kürzlich verstorbner Philosoph unsrer Zeit gegenüber den religiösen Ideen eingenommen hat. Wahrscheinlich wird mancher, der diese kurze Uebersicht liest, zu einem genauern Studium der Werke Glogaus angeregt werden.

W B

(Bibelkenntnis unsrer Tagesschriftsteller) Der Erzähler an der Spree, Unterhaltungsbeiblatt der Deutschen Warte, leistet in einer Pfingstgeschichte, auf deren Kritik wir im übrigen gern verzichten, folgendes Bibelzitat:

„Vor ihm lag das Textwort aufgeschlagen, fest stützte sich seine Hand darauf, es war der Spruch des Johannes: „Und wenn ich mit Menschen und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht."

Natürlich! Wofür ist auch Johannes „der Apostel der Liebe"!

R

(Das jüdisch-deutsche Leben Jesu betreffend) Herr Dr. Erich Bischoff beschwert sich über unsre Anzeige seiner Publikation in Nr. 21, Sp. 495. Der hohe Preis sei nur deshalb gewählt worden, um das rein wissenschaftlich gemeinte Werk der Benutzung zu vulgärer Agitation zu entziehen. Herr Professor D. Nestle erhält unter Hinweis auf sonstige Erscheinungen aus gleichem Verlag sein Urteil aufrecht, das viel weniger den Verfasser trifft als die Verlagshandlung.

D H

Für die Reisezeit

Das dritte Quartal pflegt bei den meisten Zeitungen das schlechteste zu sein. Es könnte aber das beste sein, wenn unsre Freunde wollten. Wer reist nicht in dieser Sommerszeit! Wenn da unsre Freunde in den größern Sommerhotels und Kurhäusern nach der Christlichen Welt fragen, ihre Bestellung beantragen oder selbst ein Probeabonnement für einen Monat (70 Pfge! Vgl. vor. Nr.) oder für ein Vierteljahr (2 Mk!) auf sich nehmen wollten, wäre vielleicht für unser Blatt der Eingang in diesen Lesesaal auf die Dauer gewonnen. Wie wenig christliche Zeitschriften findet man auch in den besten Häusern, in der Regel gar keine. Das liegt aber nur am Publikum. Ueberhaupt giebt es kaum eine günstigere Zeit für die Propaganda zu Gunsten eines Blattes wie die Reisezeit. Auf mancherlei Weise. Etliche von unsern Lesern wissen das und thun darnach. Möchten sie viele Nachfolger finden in diesem kommenden dritten Quartal! D H

Quittung

Für die evangelische Gemeinde in Laibach: 40 Mk. von v. St, Zehlendorf; 20 Mk. von E B, Greifswald; 7 Mk. von M N, Leutkirch; 6 Mk. von St, Frankfurt a. M.; 5 Mk. von B, Schwetz; 3 Mk. von T G, Frankfurt a. M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 24 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Für Hamburg und Umgegend

Zweite zwanglose Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt

Donnerstag, den 27. Juni d. J.

im Hotel Moser (Rathausmarkt 12). Referat des Herrn P. Köster über den Ev. soz. Kongreß in Erfurt. J. A. H. Voß

Zur Führung des Haushaltes eines alleinstehenden Geistlichen auf dem Lande wird eine ältere Dame (am liebsten Witwe) gesucht. Off. unter B a. d. Exp. d. Christl. Welt.

Schweizerisch. cand. theol. (gute Examenzeugnisse) s. eine Hauslehrer- oder ähnliche Stelle. Am liebsten i. e. Universitätsstadt. Off. gefl. an d. Exp. d. Bl.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem Medizinal-Cognac garantirtes Weindestillat Mk. 8. 3 Liter Cognac grande Champagne Mk. 12. 3 Liter feinsten alten Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae ꝛc. Mk. 6.25. Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt Mk. 24, alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, Duisburg a. Rh.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. Mosche, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm	
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mark	ohne Porto und Kiste

Vorzügliche Ausführung in Elfenbeinmasse
Spezialverzeichnisse über christl. Kunst kostenlos
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4

Kasualreden — Kasualpredigten

à **Heft nur M. 1.—** | à **Band geb. M. 7.50**

Im Reiche der Gnade

Sammlung von Kasualreden u. Kasualpredigten
in Beiträgen namhafter Geistlicher
herausgegeben von
Gustav Leonhardi und Wilh. von Langsdorff,
evangel. Pfarrern und Licentiaten der Theologie.

Erster Band: (6 Hefte à 1 Mk., Heft 1—6 eleg. geb. 7 Mk. 50 Pf.)
1. **Taufreden:** Lasset die Kindlein zu mir kommen.
2. **Konfirmationsreden:** Heilige sie in deiner Wahrheit.
3. **Beicht- und Abendmahlsreden:** Siehe, ich stehe vor der Thür.
4. **Traureden:** Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.
5. **Grabreden:** Tod, wo ist dein Stachel?
6. **Ordinations-, Einführungs- und Weihereden:** Bauet euch zum geistlichen Hause und zum geistlichen Priestertum.

Zweiter Band: (6 Hefte à 1 Mk., Heft 1—6 eleg. geb. 7 Mk. 50 Pf.)
1. **Antrittspredigten:** Wir sind Botschafter an Christi Statt.
2. **Abschiedspredigten:** Ich befehle euch Gott und dem Worte seiner Gnade.
3. **Erntefestpredigten:** Du krönest das Jahr mit deinem Gut.
4. **Kirchweihpredigten:** Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses.
5. **Reformationsfestpredigten:** Gott ist unsre Zuversicht.
6. **Totenfestpredigten:** Deine Toten werden leben.

Dritter Band: (6 Hefte à 1 Mk., Heft 1—6 eleg. geb. 7 Mk. 50 Pf.)
1. **Missionspred.:** Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.
2. **Predigten bei Festen der innern Mission:** Reichet dar in der Gottseligkeit brüderliche Liebe.
3. **Bußtagspred.:** Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße.
4. **Gustav-Adolf-Festpred.:** Fürchte dich nicht, du kleine Herde.
5. **Bibelfestpredigten:** Wir haben ein festes prophetisches Wort.
6. **Predigten bei Jahresfesten besonderer Art:** Danket dem Herrn und prediget seinen Namen.

Jedes Heft und jeder Band ist **einzeln** käuflich und durch jede Buchhandlung zu beziehen. Gegen Einsendung des Betrages liefert **portofrei** die
Verlagsbuchhandlung Fr. Richter in Leipzig

Vorzügliches Festgeschenk!

I. **Grundwahrheiten des Christentums.** Elfte Aufl.
II. **Heilswahrheiten des Christentums.** Sechste Aufl.
III. **Moral des Christentums.** Vierte Aufl.
IV. **Moderne Weltanschauungen.** Dritte Aufl.

LUTHARDT,
Apologie des Christentums
Vier Bände
Jeder Band 6 ℳ; eleg. geb. 7,20 ℳ

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 25: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Preßstimme zur landeskirchlichen Versammlung; Erklärung Professor Schlatters; Sp zialkonferenzen des Evangelisch-sozialen Kongresses; Stimmungsbil vom Evangelisch-sozialen Kongreß; Zwei letzte Aktenstücke zum Fall Ko — Verschiedenes — Personalien

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
54. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2846. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 25: Schutzmittel gegen den Bauschwindel — Ums liebe Bro — Unser Irrenwesen: 1. Der Sachverständige — Italienische Eindrück Fortsetzung — Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. Fortsetzun — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur